Ein Graf von Königsmarck.

Dritter Theil.

Ein

Graf von Königsmarck.

Von

George Hesekiel.

Dritter Theil.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

1860.

Neunzehntes Capitel.

Gast der Zunge von Frankreich.

„Das Schwert macht nicht den Ritter,
Das Kreuz giebt euch kein Recht,
Ob Balken oder Splitter
Ihr seid der Sünde Knecht.“
(Herbergs-Spruch.)

Nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Neapel und auf der Insel Sicilien war Graf Hans Carl von Königsmarck mit einem französischen Pagen, vier deutschen Dienern und zwei italiänischen Knechten auf einer genuesischen Felucke glücklich auf Malta gelandet. Es war ein heißer, aber prachtvoller Sommernachmittag, an welchem er zu La Valetta an's Land stieg. Malta hatte großen Eindruck auf ihn gemacht schon beim Einlaufen in den Hafen Marsa, er hatte die sengende Glut der afrikanischen Sonne nicht gefühlt; bewundernd blickte er bald auf

die gewaltigen Citadellen, Forts und Bastionen, die Malta zu dem Hauptbollwerk der Christenheit im Kampfe gegen den Halbmond machten, bald auf die amphitheatralisch aufsteigende Stadt, die sich in den hellen Fluthen eines Meeres spiegelt, über das ein wolkenloser Himmel seine tiefazurne Wölbung spannt. Noch gewaltiger aber fast fühlte der Sohn des Nordens seine Aufmerksamkeit von dem Leben in Anspruch genommen, das ihn umbrauste, sobald er seinen Fuß an's Land gesetzt hatte. Die gelblichen Häuser mit flachen Dächern, mit geschlossenen Balkonen und Fenstergittern, welche die Treppenstraßen oder Straßentreppen, wie man will, bildeten, erinnerten an den Orient, die vielen Kirchen aber, die zahlreichen Madonnen- und Heiligenbilder an den Straßenecken verriethen die Hauptstadt eines geistlichen Fürstenthums. Dazu nun dieses Gemisch von Menschen aus drei Welttheilen, hier Malteser mit dunklem Teint und blitzenden Augen, dort Frauen mit halb über das Angesicht gezogener Mantille, denn nach einem maltesischen Sprüchwort darf sich eine ehrbare Frau nur zwei Mal in ihrem Leben öffenlich sehen lassen, im Hochzeitsschmuck nämlich und im Sarge. Neben diesen Kindern der afrikanischen

Sonne nun blonde Nordländer in ernsten geistlichen Trachten und die ganze Fülle der Abzeichen, durch welche sich die verschiedenen Stufen der Ordenshierarchie unterschieden: die Marinetruppen des Ordens in rothen, schwarz aufgeschlagenen Röcken, die Galeerenofficiere in Scharlach mit Weiß, die Leibwachten des Großmeisters in Scharlach mit Blau, die Soldaten vom Regiment Malta in weißen, rothaufgeschlagenen Röcken, die Caçadores des Ordens in Grün, dazu die Menge fremden Seevolkes aus dem Orient und Occident; mitten in diesem Gewühl Ordensritter, entweder in den schwarzen Mantel mit dem weißen Achtspitzenkreuz gehüllt, oder doch dunkel gekleidet, das weiße Leinwandkreuz auf der Brust. Dazu nun das sinnverwirrende Sprachengemeng, französisch, spanisch, italiänisch bunt durcheinander, Alles überschallend aber jenes furchtbare arabische Idiom, das nicht gesprochen, sondern beinahe ohne Hülfe der Zunge aus der Kehle geschrieen wird.

Kräftig und gewandt glitt Graf Hans Carl durch dieses Gewühl, er ließ seine Leute in einem Gasthause und strich, nach neuen Eindrücken hungrig, durch die Stadt; seine Begierde wurde gestillt, hier war ihm

Alles neu, und eben das war ihm neu, was ihm vorzüglich interessant war, das Leben, er fühlte, daß er hier nicht mehr in Europa, sondern schon in Afrika war. Die Menschen nahmen immer und überall seine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch als Gebäude und Kunstschätze; und an den Gebäuden war in Malta im Ganzen auch wenig zu sehen, aber sie imponirten doch durch ihre soliden Constructionen und die mächtige Ausdehnung. Auch an dem Pallast der Großmeister, auf dem St. Georgsplatz, dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, wußte er wenig mehr zu bewundern, als die colossale Größe seiner vier Fronten.

An keinem Orte in der Welt hatte es unserm Helden am ersten Tage seines Aufenthaltes schon so behagt, wie auf dieser Insel streitbarer Ritter und — geheimnißvoll schöner Frauen; sein scharfes Auge hatte auf einem prächtig vergoldeten und kunstreich verzierten Balkon, der gar nicht vergittert war, eine weibliche Gestalt gesehen, ganz weiß gekleidet und zwischen blühenden Orangenzweigen ein edles und doch rührend sanftes Antlitz, von dunklen Locken umwallt. Zwei Mal war er hin- und hergegangen an diesem Balkon vorüber, dieses Frauenzimmer zu sehen, dessen Anblick ihn so

mächtig ergriffen hatte, daß er, der einer der eifrigsten Heraldiker war, sogar der vielen Wappenschilde an den Häusern nicht mehr achtete, die ihn kurz zuvor noch lebhaft beschäftigt hatten.

Er kehrte erst, als die Nacht anbrach, in das Gasthaus zurück, in welchem er seine Diener gelassen, er schlief einen herrlichen Schlaf, in welchem der gefälligste Kuppler von der Welt, der Traum, jenes Frauenbild mit dem edlen, sanften Angesicht von dem Balkon ihm an's Herz legte.

Am andern Morgen sendete der Graf durch seinen Pagen einen Empfehlungsbrief, den ihm sein greiser Freund, der Herzog von Royan, in Paris geschrieben, an den Vicomte von Flavacourt, Pilier der Zunge von Frankreich, den Groß-Spittler, einen der höchsten Würdenträger des Malteser-Ordens, der in der Nähe des Ordens-Spittels, das unter seiner Aufsicht stand, wohnte. Auch an andere französische Ordens-Ritter, d. h. Ritter, die zu den Zungen von Frankreich, Auvergne und Provence gehörten, hatte unser Held Empfehlungsbriefe, doch gedachte er sich derselben erst zu bedienen, wenn er die persönliche Bekanntschaft der Herren, an die sie gerichtet waren, schon gemacht;

er war viel zu stolz, um der Empfehlung eines Andern verdanken zu mögen, was er sich selbst erringen zu können bewußt war, persönliche Achtung und Zuneigung. Man sieht indessen, daß seine Klugheit ihn doch abgehalten, seinen Stolz weiter zu treiben, als gut war. Den Brief an den Groß-Spittler, der ihm die Kreise des Ordens öffnen sollte, sandte er ab mit dem höflichen Erbieten seines Respectes und der Bitte, ihm eine Stunde zur Unterredung zu bestimmen. Auch das war dem stählernen Stolze dieses jungen Mannes schwer geworden, aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er sich nicht vor dem Vicomte von Flavacourt, sondern lediglich vor dem Groß-Spittler des Ordens, dem Vertreter der französischen Zunge, beuge. Obgleich nun, wie schon bemerkt, der Groß-Spittler einer der höchsten Würdenträger auf Malta war, so erwartete der stolze junge Mann doch, daß er auf seine Empfehlung sofort zu einer Zwiesprache mit demselben werde geladen werden. In Erwartung solcher Einladung kleidete er sich prächtig, aber durchaus in dunkle Farben. Um den Hals trug er, sechsfach geschlungen, eine goldene Kette, an welcher eine Schaumünze mit dem Bilde Ludwig's XIV. hing, ein Geschenk, das

er aus den Händen des großen Königs selbst empfangen, in den Goldknöpfen seines Rockes blitzten Demanten, von Goldschnur waren alle Schlingen. Die breite Schärpe von weißer Seide mit Goldfrangen, die er sonst zu tragen pflegte, hatte er während seines Aufenthaltes in der Mark Brandenburg abgelegt und nicht wieder angenommen, sein schwerer Stoßdegen hing in einem schlichten Wehrgehäng von schwarzem Leder, er warf einen leichten, schwarzen, seidenen Mantel um und drückte den Hut ohne Federn auf die dunkeln Locken. So erwartete er die Ladung des Groß-Spittlers und war bereit, ihr sofort Folge zu leisten. Es verging einige Zeit, während er in dem kühlen Gemach, das er bewohnte, auf- und abschritt; er versuchte an das schöne Frauenbild auf dem Balkon zu denken, das ihm der Traum so engelmild gezeigt, aber selbst das vermochte ihn in dieser Stunde nur auf kurze Augenblicke zu fesseln; denn schon brannte die Fieberröthe der Ungeduld auf seinen Wangen. Mit Ludwig XIV. hatte Graf Hans Carl die Eigenschaft gemein, daß er nicht warten konnte, das Warten demüthigte ihn. Freilich wußte er diese Ungeduld im Beisein Anderer ganz gut zu verbergen, hier aber sprach er halblaut unwirrsche

Worte über die Unhöflichkeit des Groß-Spittlers vor sich hin.

Plötzlich öffnete sich die Thür und zwei Herren traten ein; der Aeltere, mit kurz geschorenem, grauen Hauptthaar und lebhaft blitzenden, kleinen Augen in dem faltenreichen, bräunlichen Antlitz, trug ein sehr großes Kreuz von weißer Leinwand auf der linken Seite des schwarzen Rockes und ein von Demanten funkelndes Kreuz am schwarzen Bande um den Hals; der Jüngere war in der rothen Kriegstracht der Officiere auf den Galeeren des Ordens, er trug ein kleineres Ordenskreuz am Halse und nickte unserm Helden schon von Weitem freundlich und in verbindlichster Weise zu.

„Mein Herr Graf von Königsmarck," rief der ältere Ordensmann lebhaft, näher tretend und sich leicht verneigend, „der Bruder Roger von Flavacourt ist so glücklich, euch als der Erste willkommen zu heißen auf dieser Insel!"

Graf Königsmarck verbeugte sich und war etwas beschämt durch die Höflichkeit und Freundlichkeit, mit welcher der Groß-Spittler des Ordens alle seine Erwartungen übertroffen.

„Ihr habt mir," fuhr der Großwürdenträger fort, „den besten Empfehlungsbrief gebracht, den ein Edelmann an die Zunge von Frankreich bringen kann, der theure Bailli von Noirmoustier ist hier unvergessen, wenn er auch das Achtspitzenkreuz abgelegt hat und sich jetzt einen Herzog von Royan nennt; der Bailli war mein Kriegslehrmeister, Herr Graf, darum danke ich euch, daß ihr die Freundlichkeit gehabt habt, mir diesen Brief zu senden, aber einer Empfehlung bedurfte der Graf von Königsmarck nicht bei mir, und wäret ihr mir nicht schon vorher hinlänglich durch den Ruf bekannt gewesen, so würde hier der Bruder Renatus von Coigny dafür gesorgt haben!"

Der Groß-Spittler hatte so rasch aber so bedeutend gesprochen, daß der Graf nicht zu Worte kommen, sondern sich nur höflich dankend hatte verneigen können, jetzt trat der Galeeren-Officier näher und sprach: „Herr Graf, ihr erinnert euch wohl kaum meiner, es war freilich Nacht —"

„Aber es war hell genug zum Kampf," unterbrach Graf Hans Carl den Sprechenden lebhaft und dem Ritter herzlich die Hand reichend, „ich erinnere mich allerdings nur noch dunkel eurer Züge, mein

Herr, aber ich vergesse nie den Namen eines Mannes, der mir Dienste der Art geleistet hat. Ihr standet damals bei des Königs von Frankreich grauen Mousquetairs, ihr habt doch nicht in Folge jenes Zweikampfes meinetwegen diese Truppe verlassen müssen?"

„Nein, Herr Graf," nahm hier der Groß-Spittler das Wort, „beunruhigt euch nicht, der Bruder Renatus war schon vor Jahren für den Orden und für den Seedienst bestimmt. Seine Frau Mutter ist eine große Wohlthäterin des Ordens, denn seht, ich nahm das Kreuz, weil sie mich nicht nahm, sondern den seligen Marquis von Coigny, woran sie auch wahrscheinlich sehr klug gethan hat, und dann versprach sie mir vor zwanzig Jahren bei ihres Gemahls Tode, mir ihren dritten Sohn für den Orden zu geben. Ihr seht, Herr Graf, daß euch der Orden wegen des Bruders Renatus keinen Dank schuldet, sondern lediglich der Frau Marquise von Coigny, welcher der heilige Johann nun schon zwei Ordensmänner verdankt, die sicher nicht zu seinen schlechtesten gerechnet werden dürfen, nicht wahr, Bruder Renatus?"

„Was die Leute denken," erwiderte der Ritter rasch und drohend, „das können wir nicht hindern,

hochwürdiger Bruder, aber es aussprechen, das soll wahrlich Keiner wagen!"

„Er führt eine gute Klinge, Herr Graf!" bemerkte der Groß-Spittler, der offenbar sehr stolz auf den dritten Sohn der Frau war, von der er einst einen Korb erhalten.

„Ich bitt' euch, Hochwürdiger," rief der Ritter von Coigny, „redet nicht von einer guten Klinge in Beisein des Herrn Grafen von Königsmarck, dessen Auge, dessen Handgelenk — ach! ihr habt gar keinen Begriff von solchem Fechten!"

„Herr von Coigny! Laßt mir den Rest meiner Bescheidenheit, er ist ohnehin geringer als mir lieb ist, seid gebeten!" Der Graf drückte lächelnd dem Ritter die Hand auf den Mund.

„Nun, ihr Herren müßt einen Gang miteinander machen," meinte der Groß-Spittler schmunzelnd, „nur damit das ich sehe, jetzt aber mein Herr Graf, wollte ich euch ersuchen, mich in die Herberge zu begleiten, damit ich euch nachher als Gast der Zunge von Frankreich Seiner Hoheit-Eminenz, dem hochwürdigsten Meister des Ordens, vorstellen kann!"

„Die Vorstellung ist nothwendig," setzte der Ritter

von Coigny hinzu, „denn nur der hochwürdigste Meister kann euch die Erlaubniß ertheilen, auf einer Ordens-Galeere eine Karavane mitzumachen, und ich hoffe, daß ihr mir die Ehre geben, das heißt, daß ihr an Bord der Galeere gehen werdet, auf welcher ich diene. Die Santa Eufemia ist das erste Ordensschiff, welches ausläuft, vielleicht nächste Woche schon, und der Bailli von Bois-Redon, der es commandirt, gilt für einen der besten Seeofficiere des Ordens."

Die beiden jungen Männer reichten sich die Hand, dann folgten sie dem Groß-Spittler, der mit der ihm eigenen Raschheit das Gemach bereits verlassen hatte und ihnen nun voran nach der Herberge der französischen Zunge schritt. Jede Zunge des Ordens hat eine solche Herberge, in diesen Herbergen werden alle Ritter, welche einer Zunge angehören, von dem Pilier derselben auf Kosten des Ordens gespeist und gekleidet, kurz vollständig unterhalten. Jeder Pilier hatte eine Großwürde, kraft welcher er die Zunge im Convent vertrat, weßhalb er auch Bailli conventuel genannt wurde, jede Zunge wählte ihr Oberhaupt, Pilier genannt, selbstständig. Das Haupt der Zunge von Provence bekleidete stets die Würde des Groß-

Commendators, der Pilier von Auvergne war Groß-Marschall, der von Frankreich Groß-Spittler der von Italien Groß-Admiral, der von England Groß-Turcopolier (Anführer der leichten Reiter), der von Deutschland Groß-Bailli, der von Arragon Groß-Drapierer, der von Castilien endlich Groß-Kanzler des Ordens.

Ihr Weg führte die Herren durch die Straße, in welcher das stattliche Haus mit dem vergoldeten Balcon lag, auf welchem der Graf Tags zuvor das liebliche Frauenbild bemerkt. Er warf einen verstohlenen Blick hinauf — der Balcon war geschlossen, wie er der Hitze wegen vermuthen konnte, aber unser Held mußte sich einige Gewalt anthun, um sich nicht durch eine Frage nach den Bewohnern des Hauses gegen den Ritter von Coigny zu verrathen. Er kannte noch wenig von den Sitten und der Lebensweise der Malteserritter.

Der Groß-Spittler erreichte mit seinen beiden jungen Begleitern die Herberge der Zunge von Frankreich, ein schmuckloses Gebäude, aber von gewaltiger Ausdehnung. Ueber der Thür der Herberge sah man, in Stein gehauen und in Farben ausgeführt, das ritterliche weiße Johanniterkreuz mit den acht Spitzen,

darauf gelegt aber einen viereckigen rothen Schild mit dem weißen Balkenkreuz, das Ordens-Wappen; darunter lagen ein Ritterschwert und ein Pilgerstab im Andreaskreuz. Die lateinische Legende enthielt einen Herbergsspruch, der deutsch ungefähr also lautete:

Das Schwert macht nicht den Ritter,
Das Kreuz giebt euch kein Recht;
Ob Balken oder Splitter,
Ihr seid der Sünde Knecht!

Der Groß-Spittler trat in einen großen düstern Saal, in welchem eine lange Tafel mit feinem Linnen und köstlichem Silbergeschirr gedeckt stand, um welche sich eine bedeutende Anzahl von Rittern drängte, die sich nach französischer Sitte laut und lebhaft unterhielten. Herr Renatus von Coigny blieb mit dem Grafen an der Thürschwelle stehen, die Ritter ordneten sich rasch in zwei Reihen und ließen das Oberhaupt ihrer Zunge, indem sie sich verneigten und die rechte Hand auf die Brust legten, passiren. Der alte Herr bestieg mit jugendlicher Rüstigkeit eine Art von Katheder, ein Lesepult, von welchem, dem Statut gemäß, den Rittern, während sie speisten, erbauliche Schriften vorgelesen werden sollten — eine gute alte Einrichtung, die aber damals schon, wenigstens in der Herberge

der französischen Zunge, gänzlich in Verfall gerathen war. Die Priester-Brüder und Ordens-Caplane, welche für Aufrechthaltung hätten sorgen sollen, hielten zwar noch das Tischgebet und sprachen das gratias, aber sie plauderten lieber mit den Rittern und ließen die erbaulichen Vorlesungen ganz in Abgang kommen.

Der Groß-Spittler gab ein Zeichen mit der Glocke; sofort trat eine tiefe Stille ein, der Gehorsam gegen die Befehle der Oberen war noch in voller Geltung. „Meine Brüder," begann der hohe Würdenträger, „ich empfehle eurer brüderlichen Fürsorge einen Gast der Zunge von Frankreich. Der Herr Graf von Königsmarck, ein großer schwedischer Herr, ein Enkel des berühmten Marschalls, der so oft vereint mit französischen Feldherren in Deutschland gefochten, ist hierher gekommen, um, wenn es Seine Hochwürdigste Hoheit gestattet, eine Karavane zu machen; wir heißen ihn willkommen als Gast der Zunge von Frankreich!"

Ein beifälliges Murmeln ging durch den Saal, Aller Augen richteten sich freundlich auf den schönen jungen Mann.

„Der neue Gast der Zunge von Frankreich", fuhr der Groß-Spittler fort, „bringt den Brüdern die herz-

lichen Grüße des Bailli von Noirmoustier, der immer der französischen Zunge Stolz bleiben wird, trotzdem, daß er dem Orden nicht mehr angehört."

Ein neues, stärkeres Beifallszeichen rauschte durch den Saal; die Blicke, die auf unsern Helden fielen, wurden noch freundlicher.

„Der Bruder von Coigny", schloß das Oberhaupt der Zunge, „wird unserm Gaste seinen Platz an der Tafel anweisen."

Damit verließ der alte Herr die Tribüne und sah sich bald von mehreren älteren Ordensbrüdern umgeben, denen er Mittheilungen aus dem Briefe des Herzogs von Royan machte. Graf Königsmarck wollte dem Ritter von Coigny eben bemerken, daß er zwar ein schwedischer Graf, aber ein deutscher Edelmann sei — denn der junge Herr hatte es eigentlich nicht gern, wenn er für einen Schweden erklärt wurde, er rühmte von sich, daß er gut deutsch und brandenburgisch sei — aber er behielt dazu keine Zeit, denn ein Schwarm von lebhaft sprechenden jungen Rittern umgab ihn auf der Stelle, und einige davon beanspruchten seine besondere Aufmerksamkeit, weil sie ihn

während seines Aufenthaltes in Frankreich zu Paris oder in Versailles gesehen hatten.

Der Groß-Spittler hatte den Saal verlassen, und unter zunehmend lauten Gesprächen nahmen die Herren Platz an den nicht nur sehr reichlich, sondern auch sehr lecker besetzten Tafeln. Die Zeiten waren längst vorüber, da die Johanniter ihre karge Mahlzeit, demüthig an der Erde sitzend und sich ihres Mantels als eines Tischtuches bedienend, verzehren mußten und selbst hungrige Hunde nicht fortjagen durften, wenn solche kamen und einen Theil der Mahlzeit in Anspruch nahmen. Die Demuth und die Armuth waren nicht mehr die hervorstechenden Tugenden der Johanniter, aber die Milde gegen Kranke, das eigentliche Hospitalitertthum, wurde noch immer geübt, und der glänzende Kriegsmuth der alten Brüder vom Johannis-Spital zu Jerusalem lebte in den Malthesern fort, wie er von den Rhodisern auf sie vererbt worden war. Das fühlte Graf Königsmarck alsbald, denn der Ritter von Coigny hatte ihm seinen Platz angewiesen unter einer Schaar von jungen Ordensmitgliedern, die bestimmt waren, an dem nächsten Seezuge Theil zu nehmen, und nun die Zeit kaum erwarten konnten,

daß die Fahne der Religion — so bezeichneten sie die große Ordensfahne, wie sie denn auch ihren Orden überhaupt kurzweg die Religion zu nennen pflegten — entfaltet wurde. Die heißblütigen Söhne Frankreichs, die fast alle schon unter dem Schnabelmantel — so wurde der schwarze Rittermantel mit dem weißen Kreuz wegen der spitzen Aermel und der Kaputze genannt — die Sopraveste, das rothe, weißausgeschlagene Kriegskleid trugen, fühlten sich nicht wenig geehrt, daß der schwedische Grand-Seigneur nicht nur hier an der Tafel der Herberge, sondern auch an Bord einer Ordens-Galeere ihr Gast sein sollte. Als Gast der französischen Zunge wurde nämlich Graf Königsmarck nunmehr in der Herberge des Groß-Spittlers unterhalten ganz wie ein Ordensritter, soweit ihm das nämlich bequem und genehm war. Das Gespräch der Gesellschaft drehte sich fast ausschließlich um Heldenthaten, welche französische Ritter in der letzten Zeit vollbracht hatten, und Graf Königsmarck war froh, daß jener Ritter, der unter dem Großmeister Helifra de Villeneuve den Kampf mit dem Drachen*), der

*) Den Kampf mit dem Drachen, den Schiller in seinem gleichnamigen Gedicht besungen.

Rhodus verheerte, siegreich bestanden, daß der ein Franzose gewesen, sonst hätten ihm seine Tischgenossen vermuthlich nicht viel von ihm zu sagen gehabt. So freilich erfuhr er ausführlich, daß der Drachentödter, Ritter Dieudonné von Gozon, aus einem edlen Geschlecht in Languedoc, nachher Großmeister geworden und dem Orden in den Jahren von 1346 bis 1353 ruhmreich vorgestanden habe. Er sei, erzählten die Ritter, nach großen Siegen über die Heiden hochbetagt verstorben und in dem kleinen Kirchlein Saint-Etienne am Berge, wo er sich vor dem Kampfe mit dem Drachen Gott befohlen habe, begraben worden; auf seinen Grabstein aber habe man die einfach-stolze Inschrift gesetzt: Extinctor Draconis, d. i. Drachentödter.

Die französischen Ritter zürnten noch nach dreihundert Jahren dem alten Helion von Villeneuve ein wenig, daß er den Drachenbezwinger bei seiner Rückkehr, weil er die Regel des Gehorsams verletzt und gegen seinen Befehl den Drachen bekämpft hatte, zunächst hart getadelt und bestraft hatte. Sie vermochten gar nicht mehr zu begreifen, wie der Ritter de Gozon solch' einen Tadel nach solcher That so demüthig habe

hinnehmen können, und erklärten sich das nur durch die Annahme, daß der Ritter durch diese Demuth die alten Herren im Convent für sich habe gewinnen und sich so den Weg zur Großmeisterschaft bahnen wollen. Graf Königsmarck konnte auch daraus abnehmen, wie weit der Orden bereits abgefallen war von dem Geiste, der ihn einst belebt hatte. Doch das focht unsern Helden wenig an; seine Seele brannte, als er von den Heldenthaten hörte, welche die Ordensritter noch in den letzten Zeiten gegen die Ungläubigen vollbracht, so von den Rittern von Crainville und Téméricourt, die mit ihren beiden Galeeren keck in die türkische Flotte hineinsegelten im Hafen von Samos, einige der feindlichen Fahrzeuge in den Grund bohrten, sechs erbeuteten und die anderen in die Flucht jagten. Noch höher strahlte der Ruhm des Bailli von Hocquincourt, der auf der Rhede von Delphin von dreiunddreißig sultanischen Galeeren überfallen wurde und sich dennoch siegreich durchschlug, nachdem er den Türken mehr als sechshundert Mann getödtet hatte. Ein anderer Ritter, ebenfalls Téméricourt geheißen, hatte das Unglück, nach einem siegreichen Kampfe durch einen Sturm an die maurische Küste geworfen und gefangen zu

werden. Er wurde nach Adrianopel geschickt und vor den Sultan gebracht; da hat ihn der Großtürke gefragt, ob er der Ritter sei, der mit einer Galeere fünf türkische besiegt? Téméricourt antwortet: „Der bin ich!" Und der Sultan wieder: „Aus welchem Volke bist du?" Darauf die Antwort: „Ich bin ein Franzose." Da rief der Sultan: „So bist du ein Empörer; denn ich bin im Frieden mit deinem Könige." Aber der Ritter, er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, entgegnete: „Ein Ritter von Malta ist niemals im Frieden mit den Feinden des christlichen Glaubens." Es staunte der Sultan ob solcher Hochherzigkeit und ihn gelüstete, einen so tapferen Mann für sich zu gewinnen; er bot ihm die höchsten Ehrenstellen seines Reiches, er versprach ihm eine seiner Töchter zur Ehe und wollte ihm ein Königreich als Statthalterschaft geben, wenn er den christlichen Glauben abschwöre und sich zum Islam bekenne, aber Téméricourt wies solche Zumuthungen mit Entrüstung zurück und nachher war er ebenso fest gegen Kerker und Folter, wie vorher gegen Verlockung und Verheißung. Der Großtürke ließ dem jugendlichen Märtyrer endlich das Haupt abschlagen.

Von solchen Helden erzählten die französischen Ordensritter dem Grafen Hans Carl von Königsmarck während der Mahlzeit, nachher aber gingen sie mit ihm spazieren, um ihm die Merkwürdigkeiten der Ritterstadt zu zeigen. Aecht französisch führten sie ihn zuerst nach der Strada stretta, in welcher Straße die Ritter alle ihre Duelle ausfechten müssen. Auf der ganzen Insel ist der Zweikampf bei Todesstrafe verboten, nur in dieser Gasse erlaubt, die Straße ist nur so breit, daß zwei Kämpfer gegeneinander streiten können mit dem Degen; denn wer sich mit Pistole oder Dolch in der Strada stretta betreten läßt, ist dem Henker verfallen. Die Secundanten der Kämpfer besetzen die beiden Eingänge der Straße, oben und unten, und lassen Niemanden passiren, so lange der Kampf dauert.

Aus der Strada stretta führten die Ritter den Gast ihrer Zunge nach der prachtvollen Meisterkirche St. Johannis des Täufers. Das Auge unseres Helden war fast geblendet von dem Uebermaß von Gold und Marmor, mit dem das Innere der Kirche geschmückt war, welche die Grabmonumente der Großmeister von de l'Isle=Adam an enthält. Der Fußboden bestand

aus Platten der verschiedensten und seltensten Marmor-Arten, und unter jeder Platte lag ein Johanniterritter begraben, der eine Heldenthat vollbracht, die ihm ein Anrecht gab auf ein Grab neben Isle-Adam und Lavalette. Lange verweilte der Graf von Königsmarck bei den Sarkophagen dieser großen Helden der Christenheit, viel weniger interessirte er sich für die kostbarste Reliquie der Magistralkirche, die Hand Johannis des Täufers, die ihm im Oratorium gezeigt wurde. Es war ihm daran eigentlich nur das interessant, daß der furchtbare Sultan Bajazeth diese Hand an den Großmeister von Aubusson gesendet hatte, also den Helden ehrend. Nachdem der Graf noch flüchtig die Capellen der verschiedenen Zungen betrachtet hatte, führten ihn seine Genossen wieder hinaus, um ihm das Fort Sanct Elmo zu zeigen.

Auf dem Wege dorthin wurden die Gespräche, die sich bis dahin doch meist ernster gehalten und auf den Orden und seine Einrichtungen, oder dessen Geschichte bezogen hatten, leichtfertiger. Bald hier, bald dort wurden Damen, die auf Balkonen oder an Thüren zum Vorschein kamen, mehr galant als achtungsvoll begrüßt. Es regnete ausgelassene Scherze

und spöttische Bemerkungen, französische Indiscretion und Ruhmredigkeit kamen überall zu Tage.

Der Ritter von Coigny vertraute dem Grafen Königsmarck an, daß das vornehme Frauenzimmer auf Malta, die Frauen und Töchter des Landesadels, der weltlichen Ordensbeamten, man nannte sie „Honorate“, insgemein sehr schön und auch sehr geneigt zu Liebeshändeln sei, daß dabei aber stets die höchste Vorsicht und das tiefste Geheimniß verlangt werde, und zwar aus Furcht vor der ganz orientalischen Eifersucht, mit welcher die Frauen bewacht und im Falle einer vermutheten Untreue bestraft würden.

„Ihr werdet kaum Gelegenheit haben, die Honorate kennen zu lernen, mein Herr Graf,“ schloß der Ritter seine Mittheilungen, „selbst wenn ihr längere Zeit hier verweilen solltet.“

Der Graf sah den Gefährten fragend an.

„Ja,“ fuhr dieser lachend fort, „als Gast der französischen Zunge unterliegt auch ihr dem Bann, den die Honorate über die Zungen von Provence, Auvergne und Frankreich gesprochen.“

„Ein Bann? Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Graf neugierig.

„Ja, seht, mein theurer Gast,“ erklärte der Ritter halb scherzend und halb verdrießlich, „bei diesen Honorate ist die Liebe ein ernsthaftes Ding, und wir Franzosen können nun einmal die Liebe nicht ernsthaft nehmen. Was ist ein Erfolg, dessen man sich nicht rühmen darf? Was ist eine Liebe, von der man nicht mit seinen Freunden und Genossen plaudern soll? Was ist uns der Geliebten Reiz, Geist und Schönheit, wenn wir solche nicht preisen und erheben können vor Anderen?“

Graf Königsmarck begriff den Ritter von Coigny vollkommen und nickte lächelnd.

„Nun,“ gab dieser zu, „nun ist's wahr, daß noch fast alle Honorate, die sich mit Rittern der drei französischen Zungen eingelassen, in höchste Gefahr Leibes und Lebens gerathen sind, und daß in der That mehrere für ihre Neigung zu meinen Landsleuten sehr schwer haben büßen müssen, indessen ist's nichtsdestoweniger sehr unrecht von diesen Frauen und sehr unangenehm für uns, daß sie sich durchaus mit keinem Franzosen mehr in ein Verhältniß einlassen wollen und jede Annäherung französischer Ritter angstvoll fliehen.“

Graf Hans Carl mußte lachen über die ächt französische Naivetät, mit welcher der Ritter die schlimme Eigenschaft seiner Landsleute zugab, aber doch verlangte, daß sich die Frauen von Malta den Gefahren aussetzen sollten.

„Es ist wie ein Bann, der auf uns liegt," plauderte der Ritter weiter, nachdem er, in das Lachen seines Gastes einstimmend, die heitere Laune vollständig wiedergefunden, „vor uns schließen sich überall die Thüren und die Balkone, wir müssen froh sein, wenn wir, um nur nicht ganz aus der Uebung zu kommen, unsere Erfahrungen in „la belle passion" bei einer Kammerzofe oder bei einer sonnenverbrannten Bürgerin anbringen können, während diese stillen, stocksteifen Castilianer und Arragonesen überall Einlaß finden, ganz zu schweigen von den Rittern deutscher Zunge, die mit ihren roth und weißen Wangen, ihren blonden Haaren und ihrer unerschütterlichen Discretion sämmtliche Honorate bezaubert zu haben scheinen. Es ist schmachvoll, nicht für uns Franzosen, mein Herr Graf, sondern für den Geschmack dieses maltesischen Frauenzimmers, man zieht uns selbst die

italiänischen Cavaliere mit den gelben Gesichtern und den Spitzbuben-Augen vor."

Der Franzose seufzte in komischer Verzweiflung, der Graf lächelte, aber innerlich klagte er wirklich darüber, daß er als Gast der Zunge von Frankreich diesem Banne unterliegen sollte; denn er dachte des schönen Frauenbildes auf dem vergoldeten Balkon. Es war ihm lieb, daß die andern Ritter hier das Zwiegespräch unterbrachen, um ihm mitzutheilen, daß die durchlauchtige Eminenz, das heißt der Großmeister des Johanniter-Ordens auf Malta, dem Groß-Spittler erlaubt, ihm den Gast der Zunge von Frankreich am andern Morgen vorzustellen.

Das wurde als eine große Gunst betrachtet; denn der Großmeister Nikolaus Cotoner y Oleza, ein Ritter der Zunge von Arragon, der seinem Bruder Raphael Cotoner 1663 in der Würde des Großmeisters gefolgt war, zählte bereits über siebenzig Jahre und sah sich durch Altersschwäche und zunehmende Gichtschmerzen oft Wochen lang zur Unthätigkeit verurtheilt. Aber die französischen Ritter waren ganz besonders angesehen bei dem berühmten Fürsten, auch war, zum höchsten Verdruß der spanischen und italiänischen

Zungen, ein Franzose, der Ordensschatzmeister Adrian von Vignacourt, bereits zu Cotoner's Nachfolger bestimmt.

Unter diesen Umständen war es dem Groß-Spittler möglich geworden, für seinen Gast eine Audienz bei dem greisen Meister des Ordens zu erwirken.

Zwanzigstes Capitel.

Das Räthsel vom goldenen Balkon.

„— Doch dein Licht ist ausgethan,
Du reizend' Muster herrlichster Natur.
Nie find' ich den Prometheusfunken wieder,
Dein Licht zu zünden."
(Shakspeare.)

Ein heftiger Gichtanfall hatte es dem greisen Großmeister unmöglich gemacht, unsern Helden am bestimmten Tage und in der zunächst darauf folgenden Zeit zu empfangen, da aber die Ausrüstung der zum Auslaufen bestimmten Escadre fast beendet war, so hatte er demselben schriftlich die Erlaubniß ertheilt, den Kreuzzug gegen die Türken auf einem Ordensschiffe mitzumachen. Graf Hans Carl hatte während dieser Zeit Gelegenheit, die Einrichtungen des merkwürdigen Ritterordens und die Verhältnisse in La Valetta ziemlich genau kennen zu lernen. Zwar war er meist in Gesell-

schaft der französischen Ritter und hatte wenig Verkehr mit den Cavalieren der spanischen und italiänischen Zungen; auch mit den deutschen, von denen übrigens damals nur sehr Wenige ihre Residenz auf Malta hielten, kam er nicht weiter in Berührung, dafür aber hatte er Bekanntschaft mit einigen älteren Beamten des Ordens gemacht, die ihm in alle Wege nützlich und behülflich waren. Häufig durchstreifte er allein die Stadt, und bald kannte er La Valetta von dem durch die Forts St. Elmo und Ricasoli beherrschten Eingange des Hafens Marsa an bis zu den letzten Bastions der jetzigen Floriana, welche Stadt und Hafen auf der Rückseite vertheidigen, so genau, als ob er schon Jahre lang dort gelebt hätte.

Während dieser Zeit hatte er es an keinem Tage versäumt, gegen Sonnenuntergang das Haus mit dem goldenen Balkon in der Nähe der Magistral-Kirche von Sanct Johann aufzusuchen, wo er am Tage seiner Ankunft das schöne Frauenbild gesehen, dessen edle Züge ihn so tief gerührt hatten. Es war ihm, als einem Gaste der französischen Zunge, oft sehr schwer geworden, sich zur rechten Zeit von aller Begleitung frei zu machen, um den goldenen Balkon aufzusuchen,

aber es war ihm nicht nur das gelungen, sondern auch das Schwerere, er hatte nämlich sein Geheimniß vor jeder neugierigen Nachforschung zu verbergen gewußt. Jeden Abend ging er ein oder auch zwei Mal unter dem goldenen Balkon vorüber, das konnte aber nur dem auffallen, der die Absicht hatte, den Grafen zu beobachten, denn gerade um diese Stunde wandelten dort zahlreiche Besucher der nahen Kirche hin und wieder. So genoß Graf Hans Carl das Glück ungestört, welches Liebenden der Anblick der Geliebten verleiht; denn allabendlich sah er die Dame mit den kindlich reinen, edlen Zügen und den langen Rabenlocken, er sah, wie sie sich vorbeugte unter dem blühenden Orangenzweig über ihrem Haupte, er sah die zarte Hand, die auf dem vergoldeten Geländer lag, er sah auch zuweilen, daß sie sich lebhaft rückwärts wendete, als wenn sie mit Jemandem spräche, der hinter ihr stehe, gewöhnlich aber sah er sie fast unbeweglich stehen, mit sichtlichem Behagen der kühleren Abendluft genießend. Immer tiefer, täglich tiefer wurde der Eindruck, den dieses edle, schöne Kindesangesicht auf den Grafen machte, und zum ersten Male flößte ihm die Liebe nicht Muth und Kühnheit, sondern Scheu

und bange Sorge ein. Er, der Graf Hans Carl, der mit der Löwin zu Versailles gespielt hatte, er wagte es lange nicht, aus Furcht sich zu verrathen, auch nur die Frage an Jemanden zu richten, wer das Haus mit dem goldenen Balkon bewohne. Mit Herzklopfen fragte er endlich doch darnach, aber keinen Ordensritter, sondern einen alten maltesischen Vorrathshaus-Aufseher, mit dem er einst dort vorüberging. Erst als der Alte gleichgültig erwiderte, daß das Haus der Wittwe Manfredi, einer reichen maltesischen Dame gehöre, legte sich des Grafen Aufregung. Nun hatte er einen Namen, das dünkte ihm viel für den Augenblick, nur zu bald aber wurde ihm klar, daß er damit gar wenig gewonnen. Er war entschlossen, das holde Räthsel des goldenen Balkons, so nannte er die Geliebte, zu lösen; er wollte mit der Jungfrau, sie konnte nicht die Wittwe Manfredi, sie mußte deren Tochter sein, reden, er mußte sie in der Nähe sehen, sie kennen lernen, aber er hatte nicht den Muth, einen Schritt dazu zu thun, die Liebe hatte ihn zaghaft gemacht, zum ersten Male im Leben. Als aber der Tag immer näher heranrückte, an welchem die Galeeren der „Religion“ gegen die Türken auslaufen sollten,

da faßte er sich denn doch ein Herz und beschloß einen Boten zu der Dame Manfredi zu senden, ihr seine Empfehlung zu machen und sich die Erlaubniß zu erbitten, ihr aufwarten zu dürfen.

Was wollte er bei der Wittwe? oder vielmehr unter welchem Vorwande wollte er ihr seine Aufwartung machen? Oh, die Liebe ist erfinderisch! Durch behutsame Fragen hatte Graf Hans Carl herausgebracht, daß die Wittwe Manfredi in einem lieblichen, quellenreichen Thale in der Nähe des Städtchens Medina, unfern der ländlichen Residenz der Großmeister, eine Villa besaß, so auf der ganzen Insel berühmt wegen ihrer Citronen- und Orangenhaine; auf dieser Villa ließ die Wittwe Manfredi jenes köstliche Parfüm bereiten, das unter dem Namen Eau de fleur d'Orange de Malte damals in der ganzen vornehmen Welt Europa's berühmt und gesucht war. Zwar war das Parfüm, was die Wittwe Manfredi bereiten ließ, noch nicht das stärkste, es kam dem, was der Großmeister selbst versendete, an Stärke nicht gleich, wurde aber seiner Lieblichkeit wegen von den Damen namentlich bevorzugt. Graf Königsmarck wollte nun der Wittwe seine Aufwartung machen und sie

um Erlaubniß bitten, ihre Villa im Thale bei Medina besuchen zu dürfen; zwar wußte er recht gut, daß er zu einem solchen Besuche gar keine Erlaubniß nöthig hatte, er hoffte aber dabei die Geliebte in der Nähe zu sehen, das holde Räthsel des goldenen Balkons zu lösen.

Er sendete also zur Dame Manfredi, aber nicht den gewandten französischen Pagen, er erinnerte sich wohl, in wie schlechtem Ansehen die Franzosen bei den Honorate standen, sondern den Aeltesten seiner deutschen Diener, einen granhaarigen alten Kriegsknecht aus der Schule seines Vaters, den er schon in Frankreich und England bei sich gehabt. Zwar war der ehrliche Bursche der italiänischen Sprache ganz unkundig, seine brandenburgische Zunge wollte sich gar nicht gelenk zeigen und sein harter märkischer Kopf war wenig zum Lernen geschickt, da er aber mit seinem jungen Herrn Grafen weit herumgekommen in der Welt, so war doch aller Orten etwas fremde Sprache hängen geblieben in seinem Gedächtniß; er hatte wohl gelernt, sich überall verständlich zu machen, und mußte deshalb seiner Sache ziemlich sicher sein auf einer

Insel wie Malta, wo alle Sprachen der cultivirten Erde gesprochen wurden.

Sehr ruhig und selbstgewiß trat der deutsche Kriegsknecht seinen Gang an, nicht ohne Besorgniß blickte ihm der Graf nach und mit unendlicher Sehnsucht, ungeduldig und aufgeregt sah er der Rückkehr entgegen. Der Bote blieb lange aus, weit über die Zeit, welche die geringe Entfernung erforderte, zwei Stunden und darüber wartete Graf Hans Carl, und er verzweifelte fast; vergebens suchte er der fieberhaften Ungeduld, deren er sich schämte, Herr zu werden, vergebens nahm er drei, vier Mal verschiedene Bücher zur Hand, auch nicht eine Seite vermochte er zu lesen und immer wieder trat er an das Fenster und lugte durch die dichten Gitterstäbe nach der Richtung, in welcher sein Bote kommen mußte. Endlich, endlich ersah er den Alten, raschen, festen Schrittes kam er an, der Graf warf sich in einen Sessel und wirklich hatte er ein Buch verkehrt in der Hand, als der Getreue eintrat und kerzengerade, wie seine Weise war, an der Thürschwelle stehen blieb.

„Nun“, fragte der Graf, „was antwortet mir die Dame?“

„Die Dame wird den Herrn Grafen mit Vergnügen bei sich sehen," erwiderte der Diener, „der Herr Graf haben die Stunde zu bestimmen, es thut ihr nur leid, daß der Herr Graf schon so lange hier sind und jetzt erst zu ihr kommen, da die Abreise so nahe!"

Erstaunt sah unser Held seinen Boten an, der aber fuhr treuherzig fort: „Die Dame ist nämlich eine Landsmännin von uns, sie ist von Bremen gebürtig, hat die Agathenburg gesehen und die Gräfin Frau Mutter, ei! sie hat mir einen guten Trunk vorgesetzt und ich habe ihr erzählt von der Heimath und von dem Herrn Grafen, und darum hat es der guten Frau leid gethan, daß der Herr Graf ihr nicht schon früher die Ehre erzeigt!"

Man kann sich denken, daß diese Botschaft den Grafen Hans Carl in Entzücken versetzte, dennoch fiel ihm auf, daß sein Getreuer nicht ein Wort von dem holden Räthsel des goldenen Balkons sagte; er vermochte es nicht über sich, geradezu nach dem edlen Jungfrauenbilde zu fragen, aber er stellte ein sehr schlaues Verhör mit dem Alten an und stand von demselben erst ab, als er sich vollkommen überzeugt

hatte, daß derselbe Nichts von einer Tochter, oder einer andern Dame in jenem Hause erfahren habe.

Wahrscheinlich würde nun unser Held, da es in seine Hand gelegt war, nicht länger gezögert, sondern sofort einen Besuch in dem Hause mit dem goldenen Balkon gemacht haben, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches ihm in diesem Augenblick sehr lästig fiel, obwohl er es bis dahin kaum minder lebhaft ersehnt hatte, als den Besuch bei der Wittwe Manfredi. Der Groß-Spittler sendete nämlich seiner Waffenleute Einen und ließ den Grafen bitten, sich sofort anzukleiden, er werde ihn abholen und ihn in den Pallast führen, um ihn dem Großmeister vorzustellen, der sich wohler fühle und ihn sehen wolle.

Eine Stunde später schon wandelte das Haupt der Zunge von Frankreich mit dem Grafen Hans Carl durch den prächtigen Orangengarten vor dem Portal des großmeisterlichen Pallastes; die Leibwachten, stattlich in Scharlach und Blau mit vergoldeten Brustharnischen, salutirten vor dem hohen Würdenträger des Ordens. Graf Hans Carl mußte den Reichthum sowohl, als den feinen Kunstsinn bewundern, mit welchem das Innere dieser von Außen so einfachen Residenz

geschmückt und ausgestattet war. Er kam durch eine ganze Reihe von Gemächern, die mit rothem Brocat ausgeschlagen und mit großen Bildern, meist Kriegsthaten tapferer und ausgezeichneter Ordensmitglieder darstellend, geschmückt waren. Der Groß-Spittler führte seinen jungen Gast durch die mit Damast und Gold, kostbaren Haute-Lisse-Tapeten und reichen Kunstgeschirren angefüllten Gemächer, welche der Großmeister während des Winters bewohnt, nach dem Waffensaal und ließ ihn hier die Fresken bewundern, welche eine Geschichte des Ordens von Anfang an bis auf die Tage des großen Helden Villiers de l'Isle-Adam in kostbaren Bildern enthalten. Jedes Bild ist von dem andern durch die Statue eines Königs oder Propheten in Israel geschieden. Da stehen in langer Reihe die Harnische, unter denen so viele edle Heldenherzen christlicher Ritterschaft geschlagen, da sind die Lanzen, die der starke Arm der Heidenbezwinger geschwungen, die Schwerter, die vorangeblitzt in manchem harten Kampfe, die den Heidenvölkern so tiefe Wunden geschlagen!

Alle Schauer vergangener Heldenzeit kamen über den Grafen Hans Carl, die Zauber des christlichen

Ritterthums umfingen ihn und freundlich blickte das Auge des Groß-Spittlers auf den schwärmerisch-begeisterten jungen Edelmann. Der alternde Held freute sich mächtig an der Bewegung, in welche der jugendliche gerathen beim Anblick dieser Heldenerinnerungen. Aber der Großmeister wartete und der begleitende Kämmerling, so wie die Pagen gaben Zeichen von Ungeduld. Ueber offene Corridore gelangten sie endlich zu den Gemächern, welche die Großmeister im Sommer zu bewohnen pflegten, meist heitere und luftige Räume mit gedämpftem Licht.

Hier war der ganze Hofstaat versammelt, denn der demüthige Bruder vom St. Johannis-Spittel in Jerusalem, welcher die großmeisterliche Würde bekleidete, war zugleich ein souveräner Fürst von Malta, wenn auch die Könige von Spanien und beider Sicilien zuweilen eine Oberlehnsherrlichkeit ansprachen. Da sah man Stallmeister und Kämmerer, Officiere der Leibwachten, Falkoniere und Secretarien, Mundschenken und Pagen, alle mehr oder minder prächtig gekleidet, dazwischen aber die dunkeln Mäntel der Ritterbrüder, die geistlichen Trachten der Almoseniere und Capläne

des Hofstaates und die einfacheren Röcke der untergeordneten Beamten.

Der Groß-Spittler wurde mit seinem Gast sofort in das Gemach des Großmeisters eingeführt; das war viel einfacher, als alle die Zimmer, die Graf Königsmarck bisher gesehen, eigentlich waren darin prächtig nur das Cruzifix und der Betschemel. Ein einziges Bild zierte das Gemach, das war eine Ansicht des Ordenshauses zu Majorca; denn der Bruder Nicolaus Cotoner y Oleza war Bailli von Majorca gewesen, bevor ihn die Ritter zu ihrem Meister gewählt. Eine Wand war zum Theil durchbrochen und durch das vergoldete Gitter blickte man in eine Volière. Hier saß in einem mächtigen Rollstuhl der hochwürdigste Großmeister von Malta, ein Greis von dreiundsiebenzig Jahren noch immer voll geistiger Kraft und edlen Feuers, obwohl seit langer Zeit schon von Stein- und Gichtschmerzen gefoltert.

Als die beiden Herren eintraten, wendete der Greis, der sich bis dahin an dem Spiel der Vögel in der Volière erfreut haben mochte, sein heiteres Antlitz, denn die Augen waren klar und blickten heiter, den Eintretenden zu, und sprach mit immer noch kräftiger

Stimme: „Tritt näher, lieber Bruder, und sei mir willkommen mit deinem jungen Gaste!“

Dabei machte er einen Versuch, sich zu erheben, denn es war Brauch im Orden, daß der Meister die Dignitarien zwar bedeckten Hauptes aber stehend empfing; während sich der Groß-Spittler nun beeilte, den Großmeister am Aufstehen zu verhindern, hatte Graf Hans Carl Muße, den berühmten Helden Nicolaus Cotoner genau zu betrachten.

Das Haupthaar trug der Meister kurz geschoren und mit einer Toque von schwarzer Seide bedeckt, sein Antlitz war von dunklem Teint und so faltig, daß es unbeweglich zu sein schien, die Augen aber hatten noch einen Strahl von jenem Feuer bewahrt, das als eine so gewaltige Flamme einst geleuchtet, das noch jetzt nicht ganz erloschen war. Der lange weiße Bart fiel tief herab auf die Soutanelle, ein Unterkleid von schwarzem, gewässerten Taffet, das bis zum Knie reichte und auf der Brust mit dem Achtspitzenkreuz von weißem Linnen benäht war. Darüber trug der Großmeister die Simarra, den fürstlichen Mantel von schwarzem Sammet, der auf der linken Seite ebenfalls mit einem großen, achtspitzigen, weißen Linnenkreuze

besetzt war. Die Simarra war dem fürstlichen Greise von den Schultern geglitten und der Groß-Spittler bemühete sich, die Füße des Meisters in die weiten Falten derselben einzuhüllen.

Das schien dem alten Herrn Freude zu machen, mit einer beinahe kindlichen Freundlichkeit sprach er: „Du bist ein rechter Ordens-Spittler, Bruder, überall, wo du hin kommst, bist du bemüht, deinem Berufe nachzukommen und Kranke zu pflegen; Werke der Barmherzigkeit und der Krankenpflege sind die ersten und, wie mich jetzt dünkt, auch die größten Heldenthaten unseres Ordens gewesen! Barmherzigkeit", fuhr der Großmeister, gegen den Grafen Hans Carl gewendet, fort, „thut dem Heldenthum mit dem Schwert keinen Eintrag, mein junger Herr aus Schwedenland; ihr seid hierher gekommen, um die Türken mit unsern Brüdern zu bekämpfen, seid mir willkommen, und schenke euch Gott ein unverzagtes Herz, einen scharfen Blick und einen starken Arm dazu, aber glaubt mir, die Zeit wird kommen, da man die Johanniter nicht mehr preiset ihrer Kriegsthaten wegen, aber sie segnet um ihrer Barmherzigkeit willen!"

Der alte Johanniter-Meister sagte das so einfach,

aber, mit dem Tone so inniger Ueberzeugung, daß der feurige Groß-Spittler, der eben einwenden wollte, daß die Zeit gar nicht kommen könne, in welcher man den Orden nicht preise seiner Kriegsthaten wegen, ganz betroffen still schwieg.

„Durchlauchtigste Eminenz," nahm Graf Hans Carl das Wort, „ich bitte euch daß ihr meinen ehrfurchtsvollen Dank annehmt für die Erlaubniß am Vor deiner Ordensgaleere gegen die Türken zu streiten!"

„Ich hab's gern gethan, junger Herr," erwiderte der Greis leise, „wenn ihr aber heimkehrt von eurem Zuge, dann gedenket meiner, ich werde dann nicht mehr hier sein, sondern durch Gottes Barmherzigkeit schon dahin versetzt, wo alle die frommen und theuren Männer unseres Ordens versammelt sind, aber gedenkt meiner, laßt euch von diesem hochwürdigen Bruder in das große Spital führen und helfet dort unsern Brüdern in der Krankenpflege. Ich gebe euch meine Erlaubniß dazu und schätze sie höher als die andere; denn das Hospital ist die eigentliche Heimath der Hospitaliter, das Hospital ist das innerste Heiligthum des Ordens. Es ist wohl selten einem Gast eine solche Bewilligung zu Theil geworden, ich ertheile sie euch, mein junger

Graf aus Schweden, es ist vielleicht die letzte, die der Bruder Cotoner überhaupt ertheilt, macht Gebrauch davon, das wird euch Segen bringen für hier und für dort; und du, hochwürdiger Bruder Spittler, sorge dafür, daß der Gast nicht gehindert werde, unsern Brüdern zu helfen, nicht nur im Kampf, sondern auch in der Krankenpflege!"

Der Großmeister schwieg, aber er sah den Königsmarck so freundlich ernst dabei an, daß der sich niederbeugte und dem fürstlichen Greise die Hand küßte, zum Zeichen, daß er einwillige, den Johannitern auch in der Krankenpflege beizustehen.

Nur wenige Worte sprach Nicolaus Cotoner noch. Der Groß-Spittler, der bemerkte, daß die Schwäche groß wurde, beeilte sich Abschied zu nehmen und führte seinen Gast hinaus.

Auf die beiden Männer hatte die Sprache des Großmeisters sichtlich den tiefsten Eindruck gemacht. Beide wandelten eine ziemliche Weile schweigend in den sauberen Gängen des Orangengartens am großmeisterlichen Pallast auf und ab, endlich fand doch der Aeltere, der Franzose, sich zuerst wieder und mit einem halb erzwungenen Lachen bemerkte er: „Mein

Herr Graf von Königsmarck ist etwas bestürzt über die kurze Art und Weise, in der ihn unsere gute alte Eminenz zum Spital-Dienst bestimmt, nicht?"

„Nein, Herr von Flavacourt," entgegnete der Königsmarck ernst und bestimmt, „ich halte es für eine große Ehre, die mir der ehrwürdige Greis, der das Haupt dieses Ordens ist, ganz unverdient erzeigt hat; ich werde mir diese Ehre zu erkämpfen suchen, denn nur der, welcher mit Auszeichnung an der Seite der Johanniter gestritten, ist würdig, an ihrer Seite Krankenpflege üben zu dürfen."

Der Franzose stand still, er blickte dem Grafen in's Gesicht und fuhr dann in jener ächt französischen Naivetät, welche jene Nation einst so liebenswürdig erscheinen ließ, mit dem offenen Bekenntniß heraus: „Wahrlich, der Bailli von Noirmoustier hat mir geschrieben, daß ihr ein solcher wäret, aber ich hab's ihm nicht geglaubt und nun ist's doch wahr! Also ihr, mein schöner Graf, wollt wirklich erst auf der Ordens-Galeere und dann im Ordens-Spital dienen?"

„Der Spruch des Großmeisters hat mir's gestattet," entgegnete Graf Hans Carl, „und ich möchte den sehen, der mich daran hindern wollte!"

„Das wird Niemand sich unterstehen," versetzte der Groß-Spittler ernst, „Cotoner's Wort gilt, aber vor euch Herr Graf habe ich nunmehr große Achtung, denn ihr seid in jungen Jahren so klug, wie wir Franzosen erst werden, wenn wir ein halbes hundert Jahre hinter uns haben. Oh! wie blutsauer ist mir der Spitaldienst geworden, ich habe mich ihm nicht entzogen, denn ich war ja ein geschworner Ritter vom Spital; ich sehe täglich, wie schwer dieser Dienst unsern jungen Brüdern wird und ich drücke gern ein Auge zu, obschon ich das nicht thun sollte, denn die alte Eminenz da drinnen hat Recht, der Spitaldienst ist die Hauptsache in diesem Orden. Ihr aber, mein Herr Graf, ihr wollt im Spital dienen, ohne dazu verpflichtet zu sein, ihr werdet das nicht bereuen; wenn ihr's vollbracht habt, dann werdet ihr spüren, daß es euch gut gethan hat an Leib und an Seele; glaubt mir's, ich habe es, in eurem Alter freilich nicht, aber später, an mir selbst erfahren. Ihr werdet den großen Nicolaus Cotoner noch segnen, daß er euch die Erlaubniß dazu gegeben!"

„Das werde ich, Herr Bailli," rief Königsmarck im Tone der innigsten Ueberzeugung, „so lange ich lebe,

werde ich der Stunde eingedenk sein, da es mir vergönnt war, einem solchen Helden gemeiner Christenheit meine Ehrfurcht zu bezeigen und so große Worte aus seinem Munde zu vernehmen!"

„Er wird nicht viele Worte mehr sprechen!" sagte der Groß-Spittler leise.

„Aber die, welche er gesprochen, werden nicht verklingen!" betonte der Graf.

„Sein Sterbestündlein ist nahe!" erwiderte der Bailli und blickte traurig vor sich nieder.

„Männer wie Cotoner sterben nicht!" warf Königsmarck rasch ein, „auf seinem Sarge sitzt die Unsterblichkeit!"

„Jetzt begreife ich, warum dich der alte Bailli von Noirmoustier so lieb hat, junger Mann; wenn ich kein Spittelbruder wäre, wahrlich ich möchte einen Sohn haben, der dir gleicht; jetzt aber gehe deines Weges und laß mich, ich habe hier noch Pflichten zu erfüllen."

Gar hastig hatte der Groß-Spittler diese Worte gesprochen, er drückte dem Grafen kräftig die Hand, wendete sich dann ab und kehrte in den Pallast zurück. Mit einem eigenthümlichen Lächeln sah ihm der Königs-

marck eine Weile nach, dann wandte auch er sich und schritt der Meister-Kirche zu.

Vielleicht war es dem jungen Manne ganz recht, daß er auf dem Wege dahin einer heitern Gesellschaft von Ordensrittern der französischen Zunge begegnete, die ihn in ihre Mitte nahm und ihn mit freundlichem Zwang nöthigte, sie auf einem Spaziergange außerhalb der Stadt zu begleiten, denn in seinem Alter mag man wohl von ernsten Dingen sich ergriffen fühlen und feste Entschlüsse fassen, aber man liebt es nicht, lange ernsten Dingen nachzugrübeln; wenn das Herz noch so willig und die Hand noch so rasch zur That, dann läßt man sich nur unwillig von schweren Gedanken beherrschen. Graf Königsmarck war nicht minder ernst gesinnt und fest beharrend auf seinem Vorsatze, so sehr er sich auch an den leichten Scherzen der Ritter von Provence und Auvergne zu erfreuen schien. Hatte er aber anfänglich nur zugehört, so riß ihn das Beispiel der Anderen und die eigene Lust bald hin, Theil zu nehmen an der Unterredung und seinen glänzenden Geist Funken sprühen zu lassen in der Unterhaltung.

Unter den jüngeren Ordensrittern der französischen Zunge mußte das Gespräch mit Nothwendigkeit, so

zu sagen, auf Liebesgeschichten, auf Liebesabenteuer fallen, aber leider hatten sich die Herren hier lauter alte Geschichten zu erzählen, denn wirklich auf Malta selbst hatte noch Keiner von ihnen ein Verhältniß anknüpfen können, so verrufen waren die Franzosen.

„Unser Gast aus Schweden hat besseres Glück gehabt!" bemerkte ein schwarzbärtiger Provençale mit einer leichten Verbeugung gegen den Grafen.

„Woraus schließt ihr das, Herr Ritter?" fragte dieser lächelnd.

„Es giebt Stunden, wo der Herr Graf verschwindet!" antwortete der Johanniter."

„Und Niemand weiß, wohin er geht!" rief ein Zweiter dazwischen.

„Also ein Liebeshandel," bemerkte ein Dritter, „denn sonst wäre kein Geheimniß nöthig."

Die Herren alle umstanden lächelnd den Grafen, der laut auflachend und der Wahrheit ganz getreu versicherte, daß er, so lange er auf Malta sei, noch keines Weibes Lippe geküßt habe. Offenbar glaubten ihm die Herren nicht, obwohl sie die Aussage nicht laut bezweifelten, nur der lange schwarzbärtige Provençale konnte sich nicht enthalten kopfschüttelnd und halb-

laut zu äußern: „und ihr seht mir doch wahrlich nicht aus wie Einer, der sich mit dem Ansehen begnügt!“

Graf Königsmarck fühlte, daß er erröthete; in dem Augenblick kam's ihm beinahe schmachvoll vor, daß er sich wirklich so lange mit dem Ansehen begnügt und das Räthsel des goldenen Balkons noch nicht gelöset hatte. Er that, als habe er die Aeußerung des Provençalen überhört, und freute sich, daß Keiner der Ritter sein Erröthen bemerkt hatte. Fest entschlossen aber war er, sich nicht länger mit dem Ansehen der schönen Dirne auf dem goldenen Balkon zu begnügen, sondern sofort nach seiner Rückkehr vom Spaziergange der Signora Manfredi einen Besuch zu machen.

So nahe liegen die verschiedenen Stimmungen nebeneinander im Herzen des Mannes! mit welchen Gefühlen hatte Graf Königsmarck eine Stunde früher den Pallast des Großmeisters verlassen, mit wie ganz anderen kehrte er jetzt vom Spaziergange heim!

Er brannte vor Begierde, sich der jungen Schönheit zu nähern, er hielt es auch nicht für nöthig, mit seinen Begleitern lange Umstände zu machen, mitten im Gespräch verabschiedete er sich, warf flüchtig einige Entschuldigungen hin und entfernte sich mit

raschen Schritten. Die Ordensritter lachten laut, riefen ihm spöttische Complimente über seine Pünktlichkeit nach und trugen ihm zärtliche Grüße an seine liebe Dame auf, doch hatten sie Alle guten Ton genug, den Scherz nicht weiter zu treiben, sie blieben zurück und folgten dem Eiligen nicht mit indiscreter Neugier nach.

Als der Graf das Haus mit dem goldenen Balkon erreichte, erschloß man eben die bis dahin niedergelassenen Gitter und Läden; denn die Sonne war nieder und kühlere Lüfte weheten erquicklich vom Meer herauf. Graf Königsmarck öffnete mit einem kräftigen Stoß die gegen die maltesische Sitte unverschlossene Hausthür und trat in einen engen, dunkeln, gewölbten Gang, der durch das ganze Haus hindurch nach einem Hofe führte; er stieg einige Stufen zur Linken hinauf und sah sich jetzt in einem kleinen, ziemlich öden Vorsaal, in welchem ihm eine häßliche, alte Person mit gelbem Gesicht entgegen kam und ihn in der Mischsprache des gemeinen Volkes der Insel nach seinem Begehr fragte.

Kaum hatte der Graf seinen Namen genannt, als die Alte sich demüthig vor ihm verneigte, indem sie

nach morgenländischer Art ihre Arme über der Brust kreuzte, ihm eine Thür öffnete und ihn einzutreten bat, versichernd, daß sie ihre Herrin, welche entzückt über die Ehre sein werde, sogleich herbeirufen wolle.

Lächelnd trat der Graf in ein Zimmer, in welchem unverkennbar deutscher Hausrath auf eine beinahe wunderliche Weise mit den Einrichtungen der Landesart in Widerspruch stand und auch doch wieder übereinstimmte. Da hing auf gut niederdeutsch ein Schüsselbrett an der Wand, die Feuerkieke der Hanseatin stand neben dem kühlen Marmorbassin von Malta; ein deutscher Landsmann war sichtlich der braune Eichenholzschrank mit dem zierlichen Schnitzwerk und den blanken Beschlägen, maltesisch dagegen die Ruhebänke von Strohgeflecht.

Graf Königsmarck hatte das Alles mit einem raschen Blick gemustert, dann schaute er durch die offene Fensterthür nach dem vergoldeten Balkon, nach dem er so oft schon von Unten herauf geblickt — er war leer! Eben wollte unser Held hinaustreten unter die blühende Orangenlaube, da öffnete sich eine Seitenthür und von einem Diener gefolgt, trat ein junges Mädchen in das Gemach — das Räthsel des goldenen Balkons.

Bezaubert blieb der Graf stehen, er hatte wohl schönere Frauen gesehen, aber keine, deren Schönheit ihn so tief ergriffen, so mit einer ihm unerklärlichen Wehmuth erfüllt, so gerührt hätte; er hatte das Alles schon oft bei ihrem Anblick empfunden, wenn er unten vorüberging, aber nie so stark, so überwältigend. Das junge Mädchen, schlank und zart, aber voll und üppig entwickelt, wie es die Frauen im Süden zeitig sind, hatte ein völlig kindliches Antlitz, es war ein reizendes, unschuldvolles Kindergesicht; reich flossen die glänzenden Rabenlocken nieder über den schlanken Hals und die runden Schultern, sie ringelten sich auf dem schlichten weißen Gewande — der Graf glaubte ein solches Bild ergreifender Holdseligkeit noch nie gesehen zu haben.

Da riß ihn eine silberklare Stimme aus seinem bewundernden Traume, das junge Mädchen sagte: „Meine Mutter wird gleich hier sein, oh! wie wird sie sich freuen, einen berühmten Landsmann als hochgeehrten Gast in ihrem Hause zu sehen; darf i euch willkommen heißen, Herr Graf?"

Mit diesen Worten trat das reizende Geschöpf einige Schritte vor und verneigte sich anmuthig —

aber nicht gegen den Grafen, sondern nach der entgegengesetzten Seite hin.

Erschrocken schwieg der Graf, der eben den Mund zum Gegengruß geöffnet, der alte Diener aber faßte die Hand seiner jungen Herrin, führte sie dem Grafen zu und sprach leise: „Hier steht euer hoher Gast, Signorina!"

„Verzeiht, Herr," begann die Signorina mit einem unbeschreiblich sanften Lächeln wieder, indem sie sich nochmals verneigte, „ich bin seit meiner Geburt blind!"

Das wurde nicht klagend, nicht ein Mal wehmüthig oder resignirend, sondern mit heiterer kindlicher Offenheit gesagt — jetzt war das Räthsel des goldenen Balkons gelös't, jetzt wußte der Graf, warum das holde Kind auf dem Balkon stand, ohne sich umzuschauen, ohne Regung. Ein Strom von mächtigen Empfindungen durchfluthete ihn, er fühlte seine Augen naß werden, er nahm die zarte Hand des Kindes und sprach mit bebender Stimme: „Gott schütze dich, du liebes, liebes Mädchen und lasse dich bewahrt bleiben vor Allem, was sich feindlich und verderbenbringend an dich drängen könnte."

„Ich danke euch, lieber Herr,“ antwortete die Signorina lieblich, einfach, „ich danke euch; denn ich fühle, daß ihr es gut meint, aber ich verstehe euch nicht.“

Es war eine Wohlthat für den Grafen Hans Carl, daß sich in diesem Augenblick die Thür öffnete und Signora Manfredi eintrat, denn der gewaltige Umschwung, den seine Gefühle so unerwartet in den letzten Augenblicken erlitten hatten, machte ihn fassungslos diesem blinden Kinde gegenüber. Er fühlte Reue und Schaam der Gedanken wegen, mit denen er gekommen, mit einer Scheu ohne Gleichen stand er der doppelten Heiligkeit des Unglücks und der Kindeseinfalt gegenüber. Er verzagte wirklich vor der Tochter, da kam ihm die Mutter zu Hülfe, als eine brave Landsmännin. Sie verläugnete ihre niederdeutsche Heimath nirgend, in keinem Wort, in keiner Geberde; Signora Manfredi war eine der Frauen mit zartem weißen Teint und kräftiger Fülle, zwei Schönheiten, die sich durch Ruhe des Temperaments und gute Gesundheit oft bis in's höchste Alter erhalten. Signora Manfredi war aber keineswegs alt, sie zählte sicher noch nicht vierzig Jahre, sah aber aus, als habe sie kaum dreißig, und so kam sie daher getrippelt, das

gutmüthige niederdeutsche Lächeln breit auf dem weißen Angesicht und den vollen kirschrothen Lippen, mit den hellen Augen herzig grüßend. Zwar trug sie den schwarzen Taffetrock, wie ihn die Honorate auf Malta tragen, aber das Frauenhäubchen ihrer lieben deutschen Vaterstadt Bremen hatte sie sich doch nicht nehmen lassen, das zeigte sich gar stattlich mit seinen fein gefältelten Rändchen und seinem Kopf von Silberstück mit breiten Flügeln. Ei, die Wittwe Manfredi war noch eine sehr hübsche Frau.

„Seid herzlich willkommen im Hause der Wittwe, mein Herr Graf!“ grüßte sie in deutscher Sprache, „Gott segne euren Eingang, oh kommt, setzt euch zu uns, laßt uns die liebe deutsche Sprache wieder hören. Ei, was sehet ihr der Gräfin Frau Mutter so ähnlich, ich hatte einst die Ehre, ihr den Rock zu küssen; denn ihr müßt wissen, daß ich auf der Agathenburg gewesen bin, ei! vor nun achtzehn Jahren fast, denn ich habe Freundschaft zu Stade.“

So plauderte die gute Frau eine ziemliche Weile rasch fort, der Graf brauchte nur von Zeit zu Zeit ein Wort dazu zu geben, und das war ihm gar recht, die Wittwe aber bemerkte es nicht, ihr schien es viel-

mehr darum zu thun, sich einmal recht satt deutsch sprechen zu können, als deutsch zu hören, wie sie vorher gesagt.

Graf Hans Carl blickte sinnend auf das schöne blinde Kind, auf die langen dunklen Wimpern, die ein Auge deckten, das keines Schutzes bedurfte; da die Signorina die Augenlider nie ganz hob, so bemerkte man auch nie die Starrheit, die den Augen eigen, die nicht sehen, nichts störte das rührend liebliche Bild.

Signora Manfredi aber plauderte weiter von ihrer Familie in Bremen, von ihrer Freundschaft in Stade und dann wieder von ihrem lieben Seligen, wobei sie sich die Augen trocknete, obgleich sie eigentlich nicht naß waren; sie erzählte von ihrem Orangengarten bei Medina, den sie dem Grafen zeigen werde; sie verbreitete sich auch ganz deutsch redselig über die guten Vermögens-Verhältnisse, in denen sie sich befinde, was die geizigen und mißtrauischen Malteser nie gethan haben würden. Ganz stolz bemerkte die Wittwe auch, daß die Manfredi zu den Familien gehörten, welche noch immer das „Brod von Rhodos“ äßen, das heißt, daß sie von einem Rhodiser abstammten, der mit dem berühmten Großmeister Villiers von Isle-Adam

Rhodos verlassen, nachdem es nach heroischer Gegenwehr dem Sultan Soliman erlegen, und mit dem Orden nach Malta übergesiedelt war. Die Nachkommen dieser Rhodiser bezogen wegen ihrer dem Orden während des Kampfes gegen die Türken bewiesenen Treue eine Rente aus dem Ordensschatz, diese Rente aber nannte man auf Malta das „Brod von Rhodos".

Graf Königsmarck mußte von dem Brod von Rhodos essen und von dem Wein der Wittwe trinken, als er das aber gethan, mußte er versprechen, so oft als es ihm irgend möglich sei, wiederzukommen; nicht nur die Wittwe, auch ihre Tochter, Fernanda hieß das schöne blinde Kind, baten liebreich darum. Einen leisen Kuß hauchte Graf Hans Carl auf die Stirn, die ihm Fernanda bot, herzlich drückte er die fleischige Hand der deutschen Landsmännin, aber er seufzte erleichtert auf, als die schwere Thür hinter ihm zufiel. Er war fest entschlossen, das Haus, das ihn so treu und fromm aufgenommen, nicht wieder zu betreten; er warf einen Blick zurück, er sah auf dem goldenen Balkon unter den blühenden Orangenzweigen das weiße Gewand der blinden Fernanda schimmern, er drückte die Hand auf sein mächtig klopfendes Herz

und eilte der Herberge der Zunge von Frankreich zu, um zu — vergessen, was zu vergessen ihm im Augenblick doch unmöglich dünkte.

Einundzwanzigstes Capitel.

Schilling von Canstatt.

„Das labet liebende Seelen,
Wenn Helden von Helden erzählen,
Erfreuend ein sehnendes Herz."
(Baron de Lamotte-Fouqué.)

Am Tage nach dem Besuch des Grafen Königsmarck im Pallast des Großmeisters flammte in dem greisen Fürsten die Lebensflamme noch einmal auf, Nicolas Cotoner befand sich besser und fühlte sich stärker als seit längerer Zeit; alsbald spürte man auch das Walten seines Feuergeistes auf der ganzen Insel; in alle Verhältnisse kam neues Leben und die Thätigkeit des Meisters wirkte anspornend bis auf die letzten Mitglieder des Ordens. Am fünften Tage schon war die Escadre ausgelaufen, bei der sich die Galeere befand, an deren Bord unser Held seine Caravane,

seinen ersten Türkenzug machte; noch am Abend vor der Abreise hatte Adrian von Vignacourt, des Großmeisters Freund und von der französischen Zunge zu dessen Nachfolger bestimmt, die beiden jungen Ritter Königsmarck und Coigny noch einmal zu dem Ritterfürsten geführt und Nicolaus Cotoner hatte sie selbst gesegnet zu ihrem Zuge, geschieden aber waren sie von ihm mit der festen Ueberzeugnng, daß dem greisen Helden der Tage noch mehrere behalten, so kräftig hatten sie ihn in Wesen und Sprache gefunden. Sie hatten sich indessen getäuscht, was sie für ein Wiederaufleben der Kraft gehalten, war nur das Aufflackern der Lebensflamme vor dem gänzlichen Erlöschen gewesen, am zehnten Tage nach dem Auslaufen der Escadre hatte ein neuer Gichtanfall den großen Helden gesammter Christenheit ergriffen, er hatte dem Bruder Adrian von Vignacourt seine wichtigsten Schriften und das Geheimsiegel übergeben, ihn zu seinem Stellvertreter ernennend, zugleich aber lebhaft nach dem Trost des sterbenden Christen, der heiligen Wegzehrung verlangt. Sobald der Prior der Magistral-Kirche von Sanct Johann davon benachrichtigt worden, wurde die große Glocke geläutet und unter dem mächtigen Schalle der-

selben setzte sich der Zug nach alter Vorschrift in Bewegung.

Das Kreuz wurde vorangetragen, dann folgten alle auf Malta anwesenden Ritter, zwei und zwei, im Schnabel-Mantel, dann die Geistlichkeit der Meister-Kirche in Chorhemden und Mäntelchen, dann der Prior von Sanct Johann in pontificalibus mit dem Sacrament unter dem Thronhimmel, den die Bourdonniers der Meister-Kirche trugen; neben ihm die Großkreuze und Würdenträger des Ordens, jeder mit einer Fackel. Am Fuß der großen Pallasttreppe standen die Hofchargen des sterbenden Fürsten zum Empfang bereit und führten den Prior mit seinen geistlichen Beiständen und den Mitgliedern des großen Ordensrathes in das Gemach des Meisters, hier reichte der Prior unter dem fortwährenden Geläute der großen Glocke dem Sterbenden das heilige Abendmahl und gab ihm die letzte Oelung.

In derselben Nacht, Morgens gegen vier Uhr verschied der theure Held und demüthige Meister der Armen Jesu Christi, wie er in seinem Titel genannt wird, der Bruder Nicolaus Cotoner y Oleza, der eine hohe Zierde des Ritter-Ordens vom Spital gewesen

Sofort wurden alle Barken, die draußen waren zurückgerufen, die Häfen geschlossen und das Consilium completum versammelte sich in dem großen Pfeiler-saal des Pallastes, wo unter der Leitung des Stell-vertreters der Vorsitzende der Großmeisterwahl ernannt und das Geheimsiegel des hingeschiedenen Meisters zerbrochen wurde.

An diesem Tage wurde die Leiche einbalsamirt, mit dem Schnabel-Mantel bekleidet und mit Almosen-tasche und Schwert zur Seiten auf ein Paradebett gelegt, das in einem schwarz behangenen Saale der Sommer-Residenz aufgeschlagen war. Die Wappen-schilder des Todten und Inschriften, die sich auf seine Thaten im Orden bezogen, schmückten die Wände. An den vier Ecken der Estrade, auf welcher das Parade-bett stand, saßen vier Ritter auf Tabourets, jeder mit einer Trauerfahne, vier Pagen hielten Wache am Sarge selbst. Rechts vom Paradebett unter einem Baldachin lagen die Waffen des heimgegangenen Meisters, sowie auch sein Panzerstück, die Sopra-Veste, sein Stab und seine Sporen. Davor schilderten zwei Hellebardiere, welche, wie die Ritter und Pagen,

von Stunde zu Stunde abgelöst wurden; ringsum brannten Fackeln und Kerzen.

Am Abend des folgenden Tages wurde die Leiche abgeholt; voran marschirte der Lieutenant der Stadt und die Compagnie der Wache mit gesenkten Speeren, der Capitain stand am Thor des Pallastes, um die Leiche beim Heraustragen zu salutiren. Der Tambour in Trauerflor schlug langsam „Schlag für Schlag,“ dann kam der lange Zug der Mönche, drauf die Geistlichkeit von St. Johann, von ihrem Prior geführt, dann kam der Sarg, von den ältesten Rittern getragen, die vier Zipfel des Sargtuches wurden von vier Piliers gehalten. Neben dem Sarge her schritten, von Fackelträgern umringt, vier Pagen mit den vier Standarten des Ordens. Dicht hinter dem Sarge folgten die Würdenträger, die Großbeamten und Großkreuze, sowie die Greise, die im Pallast gespeis't wurden, und die Räthe des Consilii completi, den Beschluß endlich machten die weltlichen Beamten und wer sich sonst dem Zuge anschließen wollte. So wurde der Sarg zur erleuchteten Kirche getragen. Dort erhob man ihn auf einen Katafalk, der in der Mitte des Schiffes errichtet war, der Prior las die Todten=

messe und hielt dann die Trauerrede, darauf machte der Stellvertreter die Runde um den Sarg, drei Mal, bei welcher ihm alle Ordens-Beamten folgten. Zu Häupten des Sarges blieb der Haushofmeister stehen, wandte sich zu der Versammlung und rief drei Mal mit lauter Stimme: „Unser Meister ist todt, ihr Herren!“ dabei zerbrach er den Stab und warf die Stücke auf den Sarg. Denselben Ruf wiederholten der Stallmeister, indem er die Sporen zerbrach, und der Schatzmeister, indem er die Börse wegwarf. Danach wurde der Sarg in die Kapelle hinabgelassen, wo auch die früheren Meister begraben waren; hier ließ der Prior den hölzernen Sarg in einen bleiernen setzen, gab, altem Brauch gemäß, die Almosentasche dem Glöckner von Sanct Johann, während er selbst das Schwert erhielt, und entfernte sich nicht eher, als bis der Sarg geschlossen war.

So wurde Nicolaus Cotoner y Oleza begraben bei seinen Vorfahren am Großmeisterthum in der Magistral-Kirche von Sanct Johannes, und trugen die Helden des Ordens nicht nur, sondern auch die Armen und Geringen auf Malta, denen er ein rechter Johannis-Meister gewesen war, großes Leid um ihn.

Am Tage nach der Beerdigung rief Glockenschall die Brüder zur Wahl des neuen Großmeisters nach Sanct Johann; der Prior, mit bischöflichen Gewändern angethan, las die Heilige-Geist-Messe: flehend, daß der heilige Geist die Brüder erleuchten möge, auf daß ihre Wahl denjenigen treffe, der am würdigsten sei, die Stelle des geschiedenen Meisters einzunehmen. Dieser Messe wohnten alle Ritter ohne Schwert bei, damit es bei Streitigkeiten über die Wahl nicht zu Kämpfen komme, nur der Marschall des Ordens und der General der Galeeren durften bewaffnet in die Kirche treten. Uebrigens waren die Thore der Stadt geschlossen und die Häfen gesperrt. Nach dem „Ite, missa est!“ nahm der Stellvertreter des Großmeisters Platz auf einem Lehnstuhl an dem Hauptportal der Kirche, und hinter und neben ihm stellten sich Beamten und Brüder auf, alle mit dem Angesicht gegen den Altar gekehrt. Darauf befahl der Stellvertreter des Meisters den Weltlichen, die Kirche zu verlassen, und dem Stallmeister hieß er die Kirchenthüren schließen, hierauf hielt er eine kurze Ansprache und entließ die Ritter in die Kapellen, d. h. jede Zunge begab sich in ihre besondere Kapelle, um dort die vierundzwanzig

Wahlritter zu wählen. Als die vierundzwanzig Wahlritter ernannt waren, leisteten sie in die Hände des Stellvertreters den Eid der Unparteilichkeit und wählten sofort ein Oberhaupt, an das von nun an die Functionen des Stellvertreters übergingen. Darauf wählten die Vierundzwanzig das Triumvirat, bestehend aus einem Ritter, einem Capellan und einem dienenden Bruder; dieses Triumvirat wählte, nachdem es den Eid der Unparteilichkeit geleistet, den vierten Wahlherrn, dann den fünften und so weiter, bis die Zahl sechszehn erreicht war. Diese Sechszehn bildeten das eigentliche Wahlcollegium, von welchem der Großmeister durch Stimmenmehrheit erwählt wurde. Als die Wahl erfolgt war, rief der Vorsitzende der Sechszehn und fragte drei Mal mit lauter Stimme: „Ihr Herren! Haltet ihr für gültig was wir gethan haben?" und drei Mal antworteten die Ritter: „Ja!" Darauf erst nannte er den Namen und nun zeigte sich eine außerordentliche Ueberraschung auf den Gesichtern namentlich der Ritter von den drei französischen Zungen, denn der Name des Gewählten lautete nicht: Adrian von Vignacourt, wie sie erwartet hatten, ja, erwarten mußten, sondern: Gregorio Caraffa; die spanischen

Zungen in Verbindung mit der italienischen hatten gesiegt, zum ersten Male wieder seit 128 Jahren war ein Italiener in's Meisterthum erwählt worden. Wahrscheinlich hätten sich Unzufriedenheit und Unmuth über die fehlgeschlagene Wahl Vignacourt's noch stärker gezeigt, wäre nicht Gregorio Caraffa, der Prior von La Rocella, einer der ausgezeichnetsten und bedeutendsten Ritter des Ordens gewesen, von dem selbst die französischen Ritter eingestehen mußten, daß er ihrem Candidaten Vignacourt wenigstens gleichstehe. Diesem würdigen Manne gegenüber besänftigten sich schnell die Leidenschaften und bewegten Herzens folgten auch Vignacourt's Anhänger dem Caraffa zum Hauptaltar, wo er in die Hände des Priors von Sanct Johann den Eid schwur: seine Regierung den Statuten und der alten Ordenseinrichtung gemäß führen zu wollen. Danach erst bestieg der neue Großmeister, ein Herr von unansehnlicher Statur zwar, aber mit einem kühnen und klugen Gesicht, den Thron; in dem Augenblick aber, wo er sich niederließ, begannen alle Glocken zu läuten von allen Kirchen, alle Stücke auf den Wällen La Valettas donnerten und unter brausendem Orgelschalle wurde das: Te deum laudamus von den

Anwesenden gesungen. Von dem Thron herabtretend, empfing der Bruder Gregorio Caraffa deu Handkuß, durch welchen die Ritter-Brüder ihm als ihrem Meister huldigten, und wurde von ihnen in den Meister-Pallast geleitet, wo er von nun an residirte. Am folgenden Tage ließ der Großmeister, nach altem Gebrauch, jedem Geistlichen ein Geldgeschenk von drei Thalern reichen, hielt eine Cour und begab sich dann, abermals in großer Procession, nach der Citta notabile, um von derselben Besitz zu nehmen. Hier legte er einen neuen Eid ab, indem er als Fürst von Malta und Gozzo versprach, die maltesische Nation bei ihren Privilegien, Freiheiten und Rechten, wie selbige Kaiser Carl V. garantirt, zu schützen. Darauf reichte man ihm einen goldenen und einen silbernen Schlüssel und führte ihn in die Kirche.

Alles das war zu Malta geschehen, Gregorio Caraffa hatte nicht nur den Thron des Großmeisters bestiegen, sondern auch eine kräftige Regierung glücklich begonnen, indem er mit großem Eifer die Arbeiten seiner Vorgänger fortsetzte, die Werke des Fort St. Elmo bedeutend verstärkte, San Angelo ausbaute und die Befestigungen von La Valetta rüstig fördern ließ.

Lebhaft unterstützte er die Ausrüstung von Ordensschiffen, welche gegen die Türken in den Archipel liefen, und bald waren die Ritter der französischen Zungen, ein schönes Zeichen für den Geist, der im Orden lebte, die lautesten Verehrer des neuen Meisters, besonders aber war der Ordensschatzmeister Adrian von Vignacourt, der bei der Wahl gegen ihn unterlegen war, sein treuester Gehülfe und der eifrigste Beförderer der Pläne seines Nebenbuhlers. Solche Selbstverläugnung war nicht selten in diesem seltenen Ritterorden.

Reich mit Beute beladen und fünf türkische Prisenschiffe mit sich führend war nach fast fünf Monate langer Abwesenheit die Escadre des Bailli von Bois Redon in den Hafen von Marsa zurückgekehrt und mit ihr die Santa Eufemia, an deren Bord der Graf Hans Carl von Königsmarck den Seezug mitgemacht. Bald wurde in allen Herbergen der Ruhm des Grafen Königsmarck laut, die übrigen Zungen beneideten die französische um solchen Gast, kaum glaubliche Thaten heldenhafter Kühnheit wurden erzählt, und sie mußten wahr sein, denn die französischen Ritter waren dafür bekannt, daß sie stets den Löwenantheil des erkämpften Ruhmes für sich selbst beanspruchten und nicht gutwillig

Anderen überließen. Man hatte es auf Malta noch nicht erlebt, daß die Ritter der französischen Zunge so feurig einen Helden gepriesen, der nicht Franzose und nicht Ordens-Ritter war. Aus den Herbergen drang der Ruf des jungen Helden in die Häuser der Stadt und nach wenigen Tagen sprach man in ganz La Valetta nur von dem schwedischen Grand-Seigneur, der so gewaltige Ritterthaten gegen die Türken vollbracht, daß selbst die ältesten Ordens-Ritter ihm Bewunderung zollten. Dabei fiel es um so mehr auf, daß dieser fast fabelhafte Ritter nirgendwo zu sehen war, daß er weder im Pallast des Großmeisters, noch an der Tafel der französischen Zunge erschien. Das reizte die allgemeine Neugierde mächtig; denn man wußte zugleich, daß er die Insel nicht verlassen hatte und daß er weder krank, noch verwundet sei. Der Groß-Spittler des Ordens schien allein mehr zu wissen, als die Uebrigen, den Ritter von Coigny vielleicht ausgenommen, er versicherte auf die vielen Fragen, die an ihn gerichtet wurden, stets mit großer Bestimmtheit, daß der ausgezeichnete junge Held, obwohl nicht zur Religion gehörend, dennoch den Brüdern zum Vorbild dienen könne und nicht im Kampfe allein;

über den Aufenthalt aber des gefeierten Grafen Königsmarck beobachtete er ein hartnäckiges Stillschweigen.

Auch Signora Manfredi vernahm in ihrem Hause mit dem goldenen Balkon, so still und zurückgezogen sie auch lebte, von dem Heldenruhm des bildschönen Cavaliers, als dessen Landsmännin sie sich gern betrachtete, der einen tiefen Eindruck auf sie und ihre reizende blinde Tochter gemacht bei dem einzigen Besuch, den er in ihrem Hause abgelegt, dem sie recht ernsthaft gezürnt, weil er nicht wiedergekehrt, wie er doch versprochen, um ihren Orangengarten zu beschauen. Sie hatte sich wohl nach ihm erkundigen lassen, sie hatte selbst den alten deutschen Leibdiener des Grafen gesucht, der zuerst bei ihr gewesen, und hatte sich erst dann seufzend darin ergeben, auf einen zweiten Besuch des trefflichen Landsmannes zu verzichten, als sie erfahren, daß derselbe zu Schiff gegangen gegen die Türken da hatte sie doch begriffen, daß er nach einem Lorbeerhain gefahren, dem selbst ihr Orangengarten nachstehen müsse. Als nun aber die Kunde von des Grafen Königsmarck schier fabelhaften Heldenthaten erscholl und der Held selbst doch verborgen

blieb, da kam eine Unruhe über die sonst so gehaltene und nüchterne Frau, die nur von der schönen Mutter schönerer Tochter, der blinden Fernanda, begriffen wurde, weil Fernanda sie auch allein theilte. Die wenigen Worte, die Graf Hans Carl zu ihr gesprochen, waren dem schönen blinden Kinde tief in's Herz gedrungen, wachend und träumend glaubte Fernanda den Ton seiner Stimme zu vernehmen, und welches Bild von ihm mochte dem Kinde des Südens vorschweben von dem Manne, von dem sie nun den Ruhm strahlender Ritterschaft aus jedem Munde vernahm!

Signora Manfredi strebte so eifrig danach, einen von den Rittern zu hören, die den Seezug mit ihrem jungen Landsmann gemacht, daß sie fast die Abneigung überwunden hätte, welche alle Honorate auf Malta gegen die Ritter der französischen Zungen hegten, besonders aber die, welche entweder selbst noch Ansprüche auf die Beachtung oder Bewunderung machten, oder die, welche Töchter vor begehrlichen Blicken zu hüten hatten. Da kam ihr ein glücklicher Umstand zu Hülfe; sie erfuhr in einem befreundeten Hause, daß ein Ritter der deutschen Zunge, Herr Gotthardt Dietrich Reichsfreiherr Schilling von Canstatt, aus dem berühmten

Geschlecht des Türkenbesiegers Georg Schilling von Canstatt, den Kaiser Karl V. als einen berühmten Helden der Christenheit und Johannitermeister zu einem Fürsten des heiligen römischen Reichs deutscher Nation erhoben, daß der den Zug mitgemacht und Zeuge wenigstens einiger der Heldenthaten des Grafen Hans Carl von Königsmarck gewesen. Nun war der heiße Wunsch der Signora Manfredi erfüllt und der Ritter Gotthardt Schilling von Canstatt sah sich von Mutter und Tochter Manfredi mit einer ganz außerordentlichen Freundlichkeit aufgenommen, als er seine Dame in das Haus mit dem goldenen Balkon begleitete.

Gotthardt Schilling von Canstatt war ein ernster, herber und hochfahrender Edelmann von fast vierzig Jahren, man sagte ihm nach, daß er in den Orden getreten, weil ihm die Liebe seiner Jugend ungetreu geworden; er hatte mit seinem nachgeborenen Bruder getauscht, der eigentlich für den Orden bestimmt gewesen, und hatte dem die Familiengüter überlassen. Dieser Johanniter hatte auf manchem Schlachtfelde gefochten, eine breite Narbe lief zwischen den Augen durch, quer in die Stirn hinauf, schwermüthiger Trotz blickte aus den dunkeln Augen, Hochmuth saß in der aufgeworfenen

Oberlippe, seine ganze Haltung hatte etwas Schroffes und Ablehnendes, dennoch aber fühlten die Frauen sich zu diesem Manne hingezogen, und es war wohl die schönste Honorata auf Malta, der er seine Ritterdienste widmen durfte, wie das die Sitte erlaubte. Sechs Jahre war Gotthardt Schilling von Canstatt bereits auf Malta, in jedem Jahre fast hatte er einen Seezug gegen die Türken gemacht, aber nie hatte er einer andern Dame gehuldigt, als der einen, und auch sie hatte nie die Dienste eines andern Cavaliers angenommen, obwohl ihr, wie ihm, die Gelegenheit dazu oft genug verlockend entgegengetreten war. Dennoch wollten Eingeweihtere wissen, daß Signora Floridiana den deutschen Ritter viel mehr fürchte, als liebe, und daß Gotthardt Schilling durchaus keine Leidenschaft nähre für die schöne Honorata. Wer aber hat ein sicheres Urtheil über das, was tief im Herzen Anderer lebt? Vielleicht urtheilten die Leute nur so, weil der Gemahl Floridiana's niemals Eifersucht über den deutschen Ritter verrieth, während die maltesischen Edelleute sonst eifersüchtig zu sein pflegen, wie die Orientalen.

Diesen stolzen deutschen Edelmann führte Signora

Floridiana auf der Freundin Bitte in das Haus mit dem goldnen Balkon. Signora Manfredi war dem Schilling von Canstatt nicht fremd, er hatte sie schon zuweilen gesehen in dem Hause seiner Dame, er hatte zuweilen deutsch mit ihr gesprochen und in seiner kühlen, wenn auch nicht unfreundlichen Weise die Rechte der deutschen Landsmannschaft geltend gemacht, dem gutmüthigen Kinde von Bremen aber hatte der hochmüthige Reichsfreiherr wenig behagt. Das hatte der mit scharfem Blick wohl erkannt, es aber gleichgültig hingenommen. Darum war er in der That überrascht, als ihm seine liebe Dame Floridiana sagte, Signora Manfredi wünsche ihn in ihrem Hause zu sehen. Er hatte sich verbeugt, ohne weiter zu fragen, wie er fast immer zu thun pflegte, wenn seine schöne Gebieterin einen Wunsch äußerte, als er aber in das Haus der Manfredi trat, da wußte er nicht, worüber er mehr staunen sollte, ob über die wortreiche Herzlichkeit der Mutter, oder über die rührende Schönheit der blinden Fernanda, die ihm mit ihrer kindlichen Einfalt wie ein Wesen aus einer andern Welt entgegentrat.

Bald hörte der deutsche Ritter nichts mehr von dem lebhaften Gespräch, das die beiden Frauen mit-

einander führten, er verwendete keinen Blick von dem lieblichen Kindergesicht Fernanda's, er lauschte mit einem Gefühl von hoher Befriedigung ihren Worten, bis er fast feindlich sich berührt fühlte durch die Frage: „Habt ihr den tapfern Helden, den Grafen Königsmarck kennen gelernt?"

„Er hat den letzten Zug gegen die Feinde des Glaubens mit uns gemacht!" erwiderte er zögernd.

„Ihr fochtet an seiner Seite, ihr wurdet sein Freund! rief Fernanda und eine feine Röthe zog" über ihr helles Angesicht.

„Oh, erzählt uns von ihm!" fiel Signora Manfredi bittend ein, „dieser Herr Graf ist unser Landsmann, er besuchte uns hier kurz zuvor ehe er an Bord ging."

„Edle Damen," nahm der deutsche Ritter also gedrängt das Wort und warf den Kopf in den Nacken, „verzeiht, daß ich einige Ausdrücke berichtige, damit nicht ein Irrthum obwalte; ich bin nicht des Grafen von Königsmarck Freund geworden, obwohl er an meiner Seite gestritten, auch kann derselbe, da er zu Nyborg auf der dänischen Insel Fühnen geboren

wurde und ein schwedischer Graf ist, nicht wohl unser Landsmann genannt werden."

„Das ist gleichgültig," fiel Dame Manfredi sehr lebhaft ein, „er ist doch mein Landsmann, ich habe seine Mutter gesehen auf der Agathenburg bei Stade, sein Vater und seine Mutter sind deutsche Leute, was kommt darauf an, daß er auf einer dänischen Insel geboren ist und einen schwedischen Grafentitel geerbt hat? er ist ein deutscher Edelmann durch und durch!"

„Ihr seid nicht freundlich gesinnt gegen den tapfern Grafen," bemerkte Fernanda mit dem ihr eigenen Ernst, „was habt ihr gegen ihn? sprecht Herr Ritter!"

„Ich habe an dem jungen Helden nichts auszusetzen," sagte der Schilling von Canstatt leichter als vorher, „als daß er nicht zu unserer heiligen Kirche, sondern zu den Protestanten gehört, und auch das möchte ich bei ihm übersehen."

„Ei, Ritter der Religion," versetzte die schöne Floridiana halb scherzend und halb ernst, „ihr könntet übersehen, daß der Graf, von dem jetzt so viel gesprochen wird, ein Ketzer ist."

„Ich möchte es wohl, Signora," beharrte

Schilling von Cannstatt, indem er sich respectvoll verneigte, „denn dieser schwedische Graf ist für die junge Ritterschaft des Ordens ein hell leuchtendes Vorbild geworden, nicht nur in christlicher Tapferkeit, sondern auch in christlicher Selbstverläugnung, welche letztere Tugend der Jugend weit schwerer zu üben fällt, als die erstere."

„Wie meint ihr das, Ritter?" fragte Floridiana.

„Oh, erzählt uns vom Grafen Königsmarck!" bat Signora Manfredi.

Fernanda sprach nicht, aber sie wandte ihr Antlitz mit einem Ausdruck frohester Aufmerksamkeit dem Ritter zu und schien so sehnlich eine Mittheilung von ihm zu erwarten, daß dieser seinen kalten Stolz schmelzen fühlte und fast hastig begann: „Ich bin nicht der Freund des schwedischen Grafen geworden, doch kenne ich seiner französischen Freunde Einen, den Herrn von Coigny; wissen denn die edlen Frauen, wo sich der Graf von Königsmarck jetzt befindet?"

„Wenn ich das wüßte?" seufzte Signora Manfredi.

„Man sagt, Niemand auf Malta wisse das!" bemerkte die schöne Floridiana.

„Ich will euch das Geheimniß verrathen, Signora,"

entgegnete der Schilling von Canstatt, „der Graf von Königsmarck hat sich, als er hier an's Land gestiegen, sofort in das große Ordens=Hospital begeben und ist dort unerkannt, aber unermüdlich mit der Pflege der Kranken beschäftigt.“

„Welch' ein Mann!“ sagte Signora Manfredi mit offener Bewunderung, „das thut nur ein deutscher Edelmann!“ setzte sie gleich darauf hinzu.

„Die Ordensritter thun es Alle!“ meinte Floridiana, die weniger für Königsmarck eingenommen war, weil sie ihn nicht kannte.

„Die Ordensritter,“ vertheidigte sich die Manfredi lebhaft, „thun es, weil sie durch ihr Gelübde dazu verbunden sind, mein Landsmann thut es freiwillig.“

„Auf besondern Wunsch des Grafen Königsmarck,“ fuhr Schilling von Canstatt, der bis dahin entzückt das fast schwärmerisch verklärte Antlitz des blinden Kindes beobachtet hatte, mit einiger Aufregung fort, „hat der Groß=Spittler befohlen, den Aufenthalt des Grafen im Spital geheim zu halten, und darum ersuche ich die edeln Frauen geziemend, nicht weiter davon etwas verlauten zu lassen.“

Es trat darnach eine kleine Pause im Gespräch

ein, dann aber fragte die schöne Floridiana ihren Ritter ernst: „Ist der junge Herr wirklich ein solcher Held, wie man sagt?"

Der stolze Schilling von Canstatt hatte diese Frage erwartet, auch hatte er schon bemerkt, daß er sich aus dem Ruhme des Grafen Königsmarck ein Verdienst machen könne bei dem schönen blinden Kinde, welches einen so unwiderstehlichen und so mächtigen Zauber auf ihn übte, daß er gar nicht fühlte, in wie hohem Grade er demselben bereits verfallen.

„Ich kann," begann er, seine Augen fest auf Fernanda richtend, „eigentlich nur von einer Heldenthat des Grafen Königsmarck als Zeuge berichten; diese eine aber ist ausreichend, um ihn unvergessen zu machen in den Annalen dieses Ordens, der so reich an guten Degen ist. Ich will den edeln Frauen berichten, was ich selbst gesehen und nichts weiter. —"

Einen Augenblick hielt der Ritter inne, als suche er einen Anfangs-Punkt für seine Mittheilung, dann erzählte er, langsam und fast feierlich, wie seine Art war, jedoch ohne einen Blick von der blinden Schönheit zu verwenden, wie folgt: „An einem hellen, schönen Sonntage war es, wir waren in den Gewässern von

Candia, das Schiff wurde vom Winde getrieben, obwohl wir wenig Segel hatten; plötzlich erscholl der Ruf: Schiff vor uns! vom Mastkorb nieder und alsbald war die ganze Besatzung in Bewegung; der Commandeur von Bois-Redon erkannte mit seinem geübten Blicke bald, daß wir einen Türken vor uns hatten und zwar einen Tuneser, der mit Tribut für den Großtürken befrachtet. Die Schiffe, welche dem Großherrn eigenthümlich gehören, kennt man an ihrer stärkeren Bauart und ihrem hohen Bord, sie sind keine besonderen Segler, aber sie sind weit besser bewaffnet und stärker bemannt, als sonst die türkischen Galeeren. Diese Kapudanas, so werden dieselben gewöhnlich von den Türken genannt, weil sie einer Capitana unserer Marine gleichen, vertheidigen sich stets sehr herzhaft; sie setzten einen Stolz darin, nicht vor christlichen Schiffen zu fliehen. Dennoch versuchte das Schiff, welches wir vor uns hatten, zu entkommen, wenigstens bedeckte es sich in dem Augenblick, da es uns bemerkt haben mochte, von oben bis unten mit Segeln und schoß mit ganz gewaltiger Geschwindigkeit vor dem Winde dahin. Wir unsererseits begannen sofort die Jagd, und bald zeigte es sich,

daß die Santa Eufemia ein viel besserer Segler war, als die türkische Kapudana, der Raum zwischen den beiden Schiffen wurde immer kleiner. Wie an Bord der Ordensschiffe gewöhnlich bei einer solchen Jagd erschienen alle Ritter bewaffnet und zum Entern bereit; denn der Kampf mit blanker Waffe, Mann gegen Mann, ists, der die Ordensritter so gefürchtet gemacht hat bei den Ungläubigen. Unter den Vordersten, welche über die in Bereitschaft gehaltene Enterbrücke in die Kapudana hinüberstürmen wollten, befand sich der Graf von Königsmarck, er stand neben dem Ritter von Coigny, der den Befehl hatte, ich war dicht hinter ihm und beobachtete den jungen Herrn scharf; sein Gesicht drückte lebhafte Erregung aus und seine Augen flammten, aber es gefiel mir, daß er höchst ernsthaft war und nicht übermüthige Scherze, wie die französischen Ordensritter, trieb; er hatte mehr Aehnlichkeit mit einem alten Ritter der Zunge von Arragon, der seinen Rosenkranz betete, aber darum sicher nicht minder tapfer war, wie diese Franzosen. Wir erreichten das türkische Schiff, dessen Verdeck mit Mannschaft bedeckt war, sie gaben drüben eine Salve ab, die wir nicht erwiderten, einen Augenblick flog die Santa Eufemia dicht neben der

Kapudana her, athemlose Erwartung lag auf allen Gesichtern, da schrillte die Pfeife, ich sah wie der Ritter von Coigny dem Grafen von Königsmarck artig den Vortritt ließ; eine leichte Wendung des Schiffes, krachend schlugen die Haken ein und die Enterbrücke fiel auf den Bord der Kapudana. Sanct Johann! Sanct Johann! tönte der Schlachtruf der Religion und die Türken gaben eine zweite Salve. Ich weiß noch jetzt nicht ganz genau, was geschehen; denn als wir über die Brücke hinüberstürmen wollten, warf sich uns der Ritter von Coigny rückwärts entgegen und schleuderte uns zurück. Der Dampf verflog, wir waren an der Kapudana vorübergeschliffen, die Enterhaken hatten nicht gehalten und die Brücke war zerbrochen, Bois-Redon ließ sofort wenden; ehe dieses Manöver aber ausgeführt werden konnte, rief uns ein lauter Ausruf des Ritters von Coigny zusammen, er deutete auf das Deck der Kapudana, die uns dicht folgte, Handgemenge tobte dort. Jetzt erkannten wir alle den Grafen Königsmarck, an den wir im ersten Augenblick des Mißlingens nicht gedacht, der junge Mann war mit raschem Sprunge über die brechende Enterbrücke in das feindliche Schiff gestürmt und

focht dort allein; denn Niemand hatte ihm folgen können. Edle Frauen, das war ein schmerzlich schöner Anblick, schmerzlich, denn wir konnten dem Manne, der dort so heldenhaft focht, keine Hülfe leisten, so sehr wir uns beeilten; schön, denn von der Masse zurückgedrängt bis dicht an den Bord, fast schon darüber hinausgedrängt und halb in der Luft an einem Tau, das er mit der Linken erfaßt, hängend, führte der Graf von Königsmarck mit der Rechten so gewaltige Streiche, daß wir seine Angreifer mit Blitzesschnelligkeit fast unter seinem Schwert sinken sahen. Wir waren so nahe, daß wir hören konnten, wie ihm der Tuneser Quartier anbot; er antwortete nur: Sanct Johann! und kämpfte weiter. Da sahen wir, wie ein Mohr das Tau durchhieb, jeder Stütze beraubt, stürzte der junge Held kopfüber in die Fluth, ein lauter Schrei gellte von beiden Schiffen. Obgleich kaum eine Hoffnung war; denn die schwere Bewaffnung mußte den Grafen niederziehen, so hatte der Commandeur doch eine Barke aussetzen lassen, sie stieß ab, aber es war umsonst, denn in diesem Augenblicke wendete auch die Kapudana und gab uns Feuer aus ihrem Geschütz, das wir sofort beantworteten, ihr aber wieder

näher zu kommen suchten, um einen neuen Versuch zu machen, sie zu entern.“

Der Schilling von Canstatt hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er ernst lächelnd fort: „Verzeiht, edle Frauen, daß ich euch jetzt etwas erzähle, was so unglaublich ist, daß ich es nicht glauben würde, wenn ich's nicht selbst gesehen hätte. Ich selbst, und zwar ich zuerst, denn ich hielt das Deck der Kapudana scharf im Blick, sah nämlich plötzlich eine Gestalt auf dem Baldachin des feindlichen Schiffes erscheinen, die mit hochgeschwungenem Schwert und dem lauten Schlachtruf: „Sanct Johann! Sanct Johann!“ auf das Deck niedersprang und, die Besatzung des Baldachins vor sich herjagend, den Tunesern in den Rücken fiel. Es war der Graf Königsmarck, wir erkannten ihn Alle, er mußte, aus dem Meere auftauchend, an dem hochbordigen Schiffe emporgeklettert sein; doch als wir ihn sahen, hatten wir keine Zeit daran zu denken, denn gleich darauf fuhr ein riesiger rother Feuerstrahl aus dem feindlichen Schiff, das mit furchtbaren Krachen auseinander barst und zerschmettert in Stücken aufflog, unser Deck zugleich mit Trümmern und Bränden beschüttend, und Viele von uns ver-

wundeud, auch Mehrere tödtend. Es war kein Augenblick zum langen Nachdenken, es gab genug zu thun an Bord, ich selbst dachte nicht an den Grafen Königsmarck, da kam die Barke zurück, die Bois-Redon vor der furchtbaren Katastrophe ausgesetzt hatte, um womöglich den Grafen Königsmarck zu retten, sie hatte ihn wenigstens nach der Katastrophe gerettet; wirklich, obgleich an der linken Seite etwas verbrannt, war der Graf mit dem Leben davon gekommen. Der Tuneser hatte die Kapudana in die Luft gesprengt in dem Glauben, die Johanniter hätten sein Schiff geentert, als Graf Königsmarck mit Schlachtruf der Religion plötzlich vom Baldachin auf das Deck sprang; der tapfere junge Mann war mit aufgeflogen und glücklicher Weise nicht allzuweit von der Barke niedergefallen in's Meer, als trefflicher Schwimmer hatte er das rettende Fahrzeug zu erreichen vermocht und so kehrte er glücklich an Bord der Santa Eufemia zurück. Es versteht sich, daß er der Held des Tages war, und in der That hatte seine Tollkühnheit allein den Tuneser vermocht, sich in die Luft zu sprengen. Es gefiel mir sehr von dem jungen Herrn, daß er sich der Lobsprüche freute, die ihm von allen Seiten

zu Theil wurden, daß er nicht in lügenhaft eitler Bescheidenheit seine That verkleinerte, sondern seines Heldenstücks herzlich froh war, ohne sich zu überheben."

Freiherr Schilling von Canstatt schwieg.

„Ich danke euch, Herr Ritter, für eure Mittheilung!" sprach Fernanda lieblich lächelnd und streckte die kleine Hand aus.

Der deutsche Herr faßte sie und hielt sie nachdenklich in der seinen, die schöne Floridiana warf ihm einen sonderbar fragenden Blick zu, den er nur durch ein leichtes Neigen seines Hauptes erwiderte.

„Tollkühnheit habt ihr gesagt," nahm Signora Manfredi, die über ihrem verehrten Landsmann selbst den leisesten Tadel nicht dulden mochte, das Wort, „solche Tollkühnheit lob' ich mir, denn wenn mein Landsmann nicht gewesen wäre, dann hätten die Ritter das Schiff erobern müssen, und wer weiß, wie viele Christen ihr Leben hätten lassen mögen der schnöden Heiden wegen, diese Leben hat der Graf alle gerettet, nicht?"

„So ist's, Signora," versetzte Schilling von Canstatt, „darum auch besonders nennt man solche

Tollkühnheit, die das eigene Leben daransetzt, um das Leben Vieler zu retten, Heldenthat!"

Mit auffallender Eile erinnerte Dame Floridiana an den Aufbruch, der Ordensritter war auch sofort bereit, sie zu begleiten, bevor er aber schied, bat er Signora Manfredi sowohl, als Fernanda, mit dem ihm eigenen Ernst und der stolzen Feierlichkeit seines Wesens, um Erlaubniß, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

„Ei," rief die gute Signora Manfredi, „seid ihr nicht auch ein lieber Landsmann, Herr Schilling von Canstatt, wenn auch kein so ganz naher, wie der Graf Königsmarck!"

„Nun, ich denke, Signora," entgegnete der Ordensritter, „daß ich in dem Punkte wenigstens mich mit dem Herrn Grafen von Königsmarck messen kann, denn ich bin in Deutschland geboren und bin ein deutscher Reichsfreiherr!"

„Ja, ja," meinte die wohlbeleibte Dame freundlich, „kommt nur, Herr Ritter, ihr sollt mir immer ein lieber Landsmann sein, wenn ich auch eure Frau Mutter nicht kenne, wie die Gräfin Frau Mutter, kommt nur!"

„Und ihr, Signora,“ wendete der Landsmann sich zu Fernanda, „ist euch mein Besuch recht?“

Fernanda gab ihm die Hand und nickte lächelnd

„Das glaub' ich, euer Besuch wird ihr schon recht sein,“ schalt die schöne Floridiana höhnisch, als sie am Arm des Ritters die Straße hinunterstieg, „der Graf ist ihr zwar lieber, aber er bleibt nicht auf der Insel, da nimmt sie denn auch allenfalls einen deutschen Ordensritter; ja freilich ein deutscher Landsmann der fetten Frau Mutter muß es schon sein. Wahrlich, da wird das Sprüchwort wahr, daß eine blinde Henne zuweilen auch ein Korn findet, und ich wette, Gotthardo, ihr meint, es sei ein Goldkorn, was die blinde Fernanda in euch gefunden!“

„Man sagt bei uns in Deutschland: Treu, wie Gold!“ entgegnete der Schilling von Canstatt ruhig.

„Nun, dann kann bei euch von Gold nicht die Rede sein,“ höhnte Floridiana weiter, „überhaupt sprecht mir nicht von eurem erbärmlichen Deutschland; ich habe von dieser Barbaria genug und übergenug!“

„Dieser Zorn steht euch schlecht zu dem schönen Antlitz, Dame,“ erwiderte der Ritter ernst, „solche Worte passen nicht in euren Mund!“

„Schon lange seid ihr nicht mehr mein Cavalier gewesen," brach Floridiana in giftiger Bosheit aus, „ihr könnt euch nicht rühmen, mein Liebhaber gewesen zu sein, wollt ihr jetzt den Schulmeister machen?"

„Wir lernen, so lange wir leben," wies sie der Ritter kaltblütig zurück, „man braucht aber nicht Alle, von denen man lernt, darum Schulmeister zu nennen!"

Floridiana schwieg eine Weile, die kalte Ruhe des stolzen Reichsfreiherrn, vor dem sie überhaupt eine große Scheu hegte, machte sie stumm, aber der Groll über die vermeintliche Beleidigung, die ihr, wie sie wähnte, dadurch widerfahren war, daß der Ritter der blinden Fernanda eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet, tobte so gewaltig in ihrem heißen Maltheserblut, daß sie nicht rasten konnte, sondern von Neuem begann: „Ich beneide euch um euer Glück, Herr Ritter, ihr seid erst sechs Jahre auf Malta und habt nun doch schon eine Honorata gefunden, die eurer Liebe würdig ist, und wie schön sich das trifft, die Signora ist blind und der Signor ist stumm, ich beneide euch, Herr Ritter!"

„Und ich bedaure euch, Floridiana," betonte Schilling ernsthaft, „denn ihr seid nahe daran, die Freund-

schaft und die Achtung eines Mannes zu verlieren, der euch werth sein sollte!"

„Werth, ja, ja!" lachte Froridiana bitter, „werth gewiß, aber wie viel?"

Sie schnippte verächtlich mit den Fingern.

„Ihr habt meine Achtung und meine Freundschaft verloren!" bemerkte der Ritter flüsternd, aber völlig ruhig.

„Ich glaube, ich habe sie fallen sehen," zwang sich die Signora zu sagen, „doch man bückt sich nicht nach werthlosem Zeug; nehmt's an euch, Herr Ritter, wenn's beliebt, vielleicht hält man's noch für 'was unter dem goldenen Balkon!"

Herr Schilling von Canstatt öffnete die Thür zu Floridiana's Haus, er ließ sie eintreten, er verneigte sich leicht und schritt davon, ohne einen weitern Gruß, ohne ein Wort.

Wie versteinert stand die Signora an der Thür, die hinter ihr zugefallen; war das ein Abschied für immer? sie wußte, daß es ein solcher war, denn sie kannte den Ritter, sie eilte in ihr Gemach, sie schloß sich ein und ihre Dienerinnen hörten sie laut weinen.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Zeche lustiger Gesellen.

„Omnes fortes sunt vinosi
Et potantes animosi,
Dicit Aristoteles."
(Altes Trinklied.)

Die hohe Burg, welche die Straße schirmen sollte, die in das Herz Deutschlands führt, die alte Straßburg, des heiligen römischen Reiches freie Stadt, die schönste Perle in der Mauerkrone der Königlichen Wittwe Germania, sie war eine Beute der begehrlichen Gallier geworden, ohne Schwertschlag hatte sie der französische Ludwig gewonnen. Das Reich war eine Wittwe, denn sein Kaiser war kein Mann; wo aber war Deutschlands Ritterschaft? die durch Gelübde zu Schutz und Schirm der Wittwen und Waisen verbunden? war kein Dalberg da? Wohl ging ein

Weheruf durch alle deutschen Lande, als die hohe Straßburg in französische Gewalt fiel, wohl färbte sich manche deutsche Wange mit dem Purpur der Schaam, wohl umfaßte manche schwere Hand krampfhaft die ritterliche Wehr, aber die da helfen und retten wollten, die konnten nicht, die hinwiederum, die es vermocht hätten, oder in jedem Fall gemußt, die wollten nicht, sie zogen die faule Schmach feig der kühnen That vor.

Ein elsassischer Rittersmann war es aus der Landgrafschaft Straßburg, der in der furchtbaren Mordschlacht bei Sempach den Hauptbanner von Oestreich trug; als der sah, daß er erliegen müsse, da rief er drei Mal mit gewaltiger Stimme und letzter Kraft: retta, Oestreich, retta! Solchen Ruf vernahm Herzog Leupold und alsbald drang er selber machtvoll heran, er nahm den Banner aus der Hand des Sterbenden und ließ ihn stolz flattern hoch über dem Kampfgewühl. Ob Sieg oder Niederlage, die Ehre war gerettet und gewonnen die Fülle unsterblichen Nachruhms.

Auch als Straßburg fiel, zeterte die Stimme der Getreuen, Mark und Bein erschütternd, über die Lande: retta, Oestreich, retta! aber weh! kein Herzog Leupold

war da, der machtvoll herzugedrungen wäre, um den gesunkenen Banner des heiligen römischen Reichs aufzuraffen und ihn fliegen zu lassen hoch über dem Kampfgewühl.

Wir haben also Straßburg verloren und haben nichts gerettet, nicht ein Mal die Ehre!

Die Erinnerung an Straßburg ist ein Wurm, der immer noch nagt an dem deutschen Herzen; vergeblich klagt das Volkslied um die herrliche Stadt, der Wurm wird ewig nagen am deutschen Herzen, das Volkslied wird ewig klagen um die herrliche Stadt, wir werden sie nicht wieder gewinnen in Ehren, denn wir haben sie verloren in Unehren. Wir haben keinen Schwertschlag und keinen Tropfen deutschen Blutes gehabt damals für die deutsche Stadt, meinet ihr, daß solches ungestraft bleibe? es ist darum geschehen, daß sich Straßburg's Herz von uns wendete, und darum auch hat sich in Straßburg nie mehr ein Herz geregt für uns; laßt eitle Träume, Straßburg wird niemals wieder eine deutsche Stadt werden, niemals! — Aber denkt an Straßburg, ihr Fürsten und Völker Deutschlands, es liegen der herrlichen, hochbethürmten deutschen Städte noch viele an dem lachenden Borde des grünen

Rheinstroms, und die französische Begehrlichkeit ist nicht geringer geworden seit zweihundert Jahren.

Wohl gab es in jenen Tagen der deutschen Schmach auch zu Straßburg der deutschen Männer Etliche, die tief fühlten was geschehen, die reine Hände aufhuben und sich der Thräne nicht schämten, die der heiße Manneszorn erpreßte, aber die That war also geschehen, daß ihr Zorn fast größer ward über des Reiches erbärmliche Zagheit, als über des französischen Königs arge List und Raubsucht. Der französische Gewaltgriff war fest und kühn, die deutsche Klage darüber war feig und weibisch, und zu Straßburg mußte sich der Unterschied geltend machen. Ueberdem verfuhr der französische König gar nachdenklich mit seiner köstlichen Beute, er streichelte Straßburg mit Sammethandschuhen, und das that den Leuten gar sanft. Er ließ die Reichsstädter, soweit es irgend passen wollte, bei ihren Rechten und Freiheiten, beschützte ihren Verkehr mit starker Hand, er litt nicht, daß man ihnen an das Gewissen greife, und schonte ihren Beutel, mit den zwei Dingen aber kommen die Machthaber weit in allen Landen. Freilich stärkte er die Festungswerke gewaltig und sein großer Kriegsbau-

meister Vauban erbaute die trotzende Citadelle, aber die Städter hielten es damals noch für einen großen Vorzug sicher zu wohnen in einem verbollwerkten Platz, die Bürger hatten noch ein lebhaftes Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit der Burg; freilich warf er eine zahlreiche Garnison französischer Regimenter in die Stadt, aber die Marschälle und General-lieutenants, die hier in des Königs Namen geboten, hielten so scharfe Manneszucht, daß die Garnison nur da zu sein schien, um den kleinen Verkehr zu beleben. Was die Franzosen durch Verrath gewonnen, das haben sie durch Klugheit an sich zu fesseln verstanden.

Wer die Verhältnisse nicht kannte, der fand in den ersten Jahren, nachdem Straßburg französisch geworden, eigentlich nichts verändert in der alten Stadt; in der bürgerlichen Republik sowohl, wie in der gelehrten, der Universität, ward Alles gehalten wie vordem, größtentheils waren dieselben Personen sogar noch in ihren Aemtern und Würden geblieben, und wo das nicht der Fall, da hatte nicht die französische Besitzergreifung, sondern Tod und andere Umstände Schuld daran. Noch immer ragte der riesige Bau des Münsterthurms, eines deutschen Meisters Werk und sinnigen deutschen

Geistes wundersames Wahrzeichen, hoch auf gen Himmel, noch immer auch lag in des Gottesthurmes Schatten das Trinkhaus mit der verwitternden Wappenrose der altritterlichen Mühlheime über der Thüre, an der Ecke der kurzen Gasse.

Die Studenten und die Fremden zogen noch immer vorzugsweise gern zu der „Münster-Mühlin", dort war der Wein noch immer so gut und das Bier nicht schlechter wie sonst, ehe des Reiches Stadt französisch wurde. Zwar war die „alte Münster-Mühlin" verschwunden, die Greisin mit den hellen Augen, und bald nach ihr auch die „junge Münster-Mühlin", die Eine viel später, die Andere viel früher, als die Stammgäste des Hauses das erwartet hatten, aber eine „Münster-Mühlin" war doch geblieben, die schmucke Cläre, so als eine sehr reputirliche Wittfrau nun schon in's zweite Jahr nach der Mutter Tode die Schänkwirthschaft allein, aber mit gutem Erfolge verwaltete. In der Schänkstube bei der „Münster-Mühlin" hatte sich nichts geändert, es war noch ganz und gar der alte Hausrath, die frühere Ordnung und Reinlichkeit; die Bartmännchen hingen wie sonst an ihren Pflöcken und auch der Lehnstuhl der „alten Münster-Mühlin"

war nicht von seiner Stelle gerückt; die Greisin hätte zu jeder Stunde hereintreten und Platz nehmen können, selbst ihr scharfes Auge würde nichts vermißt haben. Da stand auch noch der große Sessel, auf welchem der Churprinz Carl Aemil von Brandenburg gesessen, so oft er seinen Trunk gethan bei der „Münster-Mühlin", er war umgekehrt mit dem Sitze nach der Wand zu, ganz so wie es die alte Frau zu des herrlichen jungen Fürsten Gedächtniß befohlen an seinem Todestage. Auf dem Sessel hatte der Churprinz Carl Aemil gesessen und sonst Keiner mehr, so hatte es die Alte verfügt, es sei denn, daß ein Prinz des Durchlauchtigsten Hauses Brandenburg nach Straßburg komme und einen Trunk thue bei der „Münster-Mühlin", dem sollte der Churprinz-Sessel verstattet werden, sonst Niemandem.

Kurz nach dem Tode des Churprinzen hatte Cläre Straßburg verlassen; sie hatte sich nach auswärts verheirathet, auf dem Lande irgendwo, es war nicht viel die Rede von der Ehe, selbige war vielleicht nicht einmal vergnügt gewesen; auch war sie nicht von langer Dauer, denn nach Jahresfrist etwa kehrte die Cläre heim zu ihrer Mutter und Großmutter und brachte

einen Wittwenschleier mit, einen schwarzen Rock und ein Mägdlein, das nun fünf oder sechs Jahre alt sein mochte und mit seinen blitzenden Aeuglein und dem seidenweichen Rabenhaar einen prächtigen Gegensatz zu der immer noch schmucken blonden Mutter machte.

Ein betrübte Wittwe war die Münster-Mühlin niemals gewesen, wenn sie auch zu Zeiten etwas gar Nachdenkliches in ihrem Wesen hatte; sie war im Aeußern sowohl, wie im Benehmen, der straffen, derben Mutter recht ähnlich geworden, hielt scharf auf Ordnung im Hause und wußte mit den Gästen gar wohl fertig zu werden. Den tauben Kellerknecht und die Magd mit dem breiten Angesichte hatte sie immer noch, die Letztere aber hatte einen Mann in's Haus gebracht, einen baumlangen Kerl aus der französischen Schweiz, der eben so schön deutsch wie französisch sprach, so daß die Franzosen sein Französisch für Deutsch, die Deutschen aber sein Deutsch für Französisch hielten. Im Uebrigen war er ein guter Knecht, der treulich seine Pflicht im Hause that und die Arbeiten seiner Ehehälfte ohne Murren mit verrichtete, wenn diese, wie das alljährlich vorkam, durch seine Schuld in ein Wochenbett gerathen war.

Die Münster-Mühlin hatte Freude an ihrer Wirthschaft, sie war stolz darauf, daß sie dieselbe in demselben Stande erhalten konnte, wie sie die Mutter und die Großmutter gehabt, und wenn die steten Besucher des Hauses der stattlichen Frau eine Freude machen wollten, dann sagten sie zu ihr, daß die „junge Münster-Mühlin" doch ganz wacker schon heranwachse und der „alten" bald in der Wirthschaft zur Hand gehen werde. Es war der Frau Ehrgeiz, daß man sie die „alte Münster-Mühlin" nannte, das aber wußten einige schlaue alte Hausfreunde recht gut zu benutzen, wenn sie 'mal Lust zu einem besonders edlen Trank verspürten.

Nicht immer ward es der „alten Münster-Mühlin" leicht, in dem lauten Treiben ihrer Gäste die rechte Ordnung zu halten, denn die Reize der schmucken Wittwe waren sehr verführerisch für manchen tapfern Zechgesellen, aber sie wußte sich jede Zudringlichkeit dadurch fern zu halten, daß sie Keinem einen Vorzug gab und Allen zugleich freundlich entgegenkam, so weit das in jenen Zeiten die Pflicht einer guten Wirthin gebot, sonst aber keinen Schritt weiter.

So vornehme Gastwirthsdamen wie heut zu Tage

gab es in jenen ungehobelten Zeiten noch nicht, die Wirthinnen von damals bedienten ihre Gäste schlecht und recht und verlangten nicht, daß ihnen am Ehrenplatz der Tafel die Cour gemacht werde, und dennoch gaben jene ungebildeten Wirthsfrauen der alten Zeit den Einkehrenden Etwas, was man freilich nicht mit auf die Rechnung setzen kann, was aber wahrscheinlich eben darum keine unserer eleganten Hôteldamen ihren Gästen zu geben vermag — ein Stück Häuslichkeit, häuslicher Sitte und häuslicher Gewohnheit, das die Fremden an ihr Haus, an ihre Heimath erinnerte und sie heimisch werden ließ unter dem fremden Dache.

Erleichtert wurde übrigens der Münster-Mühlin ihre Stellung durch die vielen alten Gäste, die sie hatten aufwachsen sehen, die ihrer Mutter und Großmutter befreundet gewesen seit Jahren, die hätten nimmer gelitten, daß der Wittwe etwas Unbilliges zugemuthet werde. Es kamen in dem alten Wirthshause viele Gäste zusammen aus ganz verschiedenen Lebenskreisen, unter jeder Art aber hatte die Münster-Mühlin ihre besonderen Gönner. Kamen Morgens die Herren vom Regiment und die Kirchenvorstände, um ihren Becher Rheinfall zu trinken oder Ungarischen zu verkosten

so hatte es weiter keine Noth, denn die wackeren Herren waren meist so steif und fest wie ihre Halskrausen und blieben dabei, wenn sie auch zuweilen einen kleinen Spitz zum Mittagsbrod mit heimnahmen. Ebenso wenig Gefahr hatte es, wenn in den Nachmittagsstunden die ehrsamen Bürger und Meister, besonders die Nachbarn erschienen, um ihren Vespertrunk zu thun, denn die hielten große Stücke allesammt auf die Münster-Mühlin, glaubten sich auch besonders zu ihrem Schutz berufen, denn dazumal galt die Nachbarschaft noch bei Vornehm und Gering auch in der Stadt, und der Nachbar ging in Pflichten und Rechten selbst den oft fernen Blutsverwandten vor. Bedenklicher war die Sache am Abend, wo die Officiere des französischen Kriegsvolks bei der Münster-Mühlin tranken, fremde Werbe-Hauptleute, von denen Straßburg wimmelte, da auf diesem Platze nicht nur König Ludwig die Werbetrommel schlagen ließ für die deutschen und die schweizerischen Regimenter, die er in seinem Sold hielt, sondern auch dem Papste, der Republik Venedig und anderen Mächten gestattete, hier zu werben. Mit diesem fremden Kriegsvolke aber standen die akademischen Bürger Straßburgs, die Studenten, fast

niemals in gutem Vernehmen und fast immer gab's Reibereien und oft blutigen Hader, wo die „Lateiner" mit den „Soldknechten", so pflegten sich die Gegnerischen zu bezeichnen, aneinander kamen. Bei der „Münster-Mühlin" war indessen meist neutraler Boden, denn auf der einen Seite hielten ein paar höhere Officiere des Königs von Frankreich, auf der andern einige bemooste Häupter der Akademie die Allzuhitzigen und Rauflustigen beider Parteien durch ihr Ansehen in Schranken und sorgten durch ihre Anwesenheit schon dafür, daß der Wirthin kein Unglimpf widerfahre.

An dem großen Langtische hatten die Lateiner meist ihr Wesen, während die Kriegsgesellen um die kleineren Tische, die oben quer gestellt waren und mit dem Langtische einen Haken bildeten, mit den Karten oder dem Würfelbecher saßen; getrunken wurde hier wie dort gewaltig, und den mäßigen Menschenkindern von heut wäre es sicher ein Entsetzen gewesen, nur zu sehen, was ihre wackeren Väter leisteten.

Es war wieder ein Abend; die Tische im Haken waren bis auf den letzten Platz besetzt, und eine dichte, schwere Wolke von Tabacksqualm wogte zu Häupten der Trinkenden, denn Jeder derselben hielt seine kurze

Thonpfeife in der Hand und arbeitete mit Lippen und Lungen, den Dampf zu vermehren und eine Atmosphäre zu erzeugen, in der nur deutsche Studenten und Soldaten sich wohl fühlen und gedeihen können. Hier klingelten Gläser, daß es klang wie feine Kinderstimmchen, dort dröhnten im dumpfen Baß die niederschlagenden Deckel, die Würfel rasselten und Geldstücke klirrten, dazu zehn verschiedene Gespräche, von fünfzig verschiedenen Stimmen geführt, und darüber hinhallend von Zeit zu Zeit der Ruf nach Wein oder Bier, unabänderlich von dem eintönigen: „Gleich, Herr, gleich!" der Münster-Mühlin oder ihrer Dienstleute erwidert.

Wenn sich das Auge des Eintretenden an die dicke Wolke gewöhnt hatte, und er genauer zu unterscheiden vermochte, dann fiel ihm sicher auf, daß die akademische Jugend weit grimmiger und wilder, kriegerischer und verwegener aussah, als die eigentlichen Kriegsleute. Die Soldaten nämlich, besonders die Officiere, hatten in ihrer Kleidung meist schon etwas Knappes, was von der Uniform unzertrennbar zu sein scheint; sie trugen noch keine eigentliche Uniform im vollen Sinne der spätern Zeit, ihre Kleidung aber

zeigte schon überall die Uebergänge dazu. Die Röcke namentlich hatten schon Ansätze zu Kragen und Taillen, die Beinkleider waren eng geworden, der Schuh war allgemein und die Hüte erschienen ohne Federn und mit schmaler Krämpe. Es trat das Kriegerische hinter dem Militärischen zurück, es waren eigentlich schon keine Kriegsleute mehr, sondern Soldaten, das Kriegshandwerk verschwand, der Soldatenstand trat schon recht deutlich hervor in ihrem Aeußern.

Die lateinischen Schützen dagegen, die akademische Jugend, hielt noch starr und steif an der freien, lockern Kriegstracht aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die mit dem Trieb der Jugend zur Ungebundenheit trefflich übereinstimmte; auf den lockigen Häuptern thronte noch der Schlapphut mit breiter Krämpe und den renommistisch nach hinten niederhängenden Federn, der Kragen lag noch breit über dem lose genestelten Wamms, die Beinkleider waren zwar keine Pluderhosen mehr, aber sie fielen noch immer weit und ungebunden über das Knie, und die trichterförmigen Stiefelschäfte schlotterten weit um die Waden, der schwere Raufdegen im Bandelier war meist auf Hieb und Stoß eingerichtet.

Auch durch ihre Bärte unterschieden sich die Studenten von den Soldaten, die sich meist schon glatt rasirten.

Es ging gewaltig laut zu am Langtisch der Studenten, eine grimme Fehde hatte sich entsponnen, eine wichtige Streitfrage war aufgeworfen und mit lauten Stimmen, bald in deutscher, bald in lateinischer Sprache, wie sie damals der studirenden Jugend ganz geläufig war, wurde hin und her disputirt.

Es handelte sich darum, ob es gestattet sei, auf die Gesundheit des Papstes zu trinken: „an liceat bibere in sanitatem papae?“ Die Herren, lauter Protestanten, denn die Straßburger Akademie war protestantisch, fanden es natürlich nicht etwa respectwidrig, wegen des heiligen Charakters des Hauptes der katholischen Kirche, sondern während Einige solche Gesundheit gar nicht zulassen wollten, behaupteten Andere mit einem wahren Ueberfluß von Gelehrsamkeit, die Gesundheit des Papstes dürfe getrunken werden, weil derselbe ein Fürst sei, sie dürfe von Einigen aus Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten etwa oder aus sonst einem Grunde getrunken werden.

Die wichtige Streitfrage wurde mit einem Ernste durchgesprochen, der Satz' mit einem Feuer angegriffen

und einer Gelehrsamkeit vertheidigt, daß sicher der Papst selbst gelächelt haben würde, wenn er ungesehen Zeuge dieser Disputation gewesen wäre. Von allen Seiten rief es, „conclusionem affirmativam defendo!“ oder: „nos negativam opinionem amplectimur!“ bis endlich ein alter Geselle, der eben so fest das jus potandi, das Trinkrecht, wie seine protestantischen Ueberzeugungen inne haben mochte, mit Donnerstimme entschied: „bibat sanitatem papae qui volet, nos non dignamus eum voto sanitatis qui nunquam animo sanus est, nec sanus reddi potest.“

Ungeheurer Jubel begrüßte diese Entscheidung, die freilich wenig Achtung vor dem römischen Stuhl verrieth, aber in jener Zeit, wo sich die Gegensätze noch so derb darstellten, den Jubel protestantischer Studenten erregen mußte.

Kaum war dieser Streit geschlichtet, so erhob sich unten an der Tafel eine Stimme und fragte, ob die Herren Brüder schon von dem Ebenteuer des schwarzen Schröder vernommen; zehn, zwölf Stimmen antworteten bejahend oder verneinend, und es dauerte eine ziemliche Weile, bis männiglich davon Kunde hatte, daß der schwarze Schröder, ein Bürgermeisterssohn

aus Hamburg, und wie's schien sehr angesehen und beliebt unter den Studenten, eine schöne Straßburgerin, und zwar des mächtigen Stettemeisters Herrn Guenthers junge Bruderstochter am hellen Tage und auf offener Straße zärtlich umfangen und gründlich geküßt habe. Sofort wurde eine Menge von Stellen aus allen möglichen und unmöglichen Gesetzgebungen citirt, nach welchen ein solches Beginnen zu bestrafen, während Andere lachten und noch Andere wissen wollten, was der mächtige Stettemeister, der in hohem Ansehen bei dem Könige selbst stand, dazu gesagt habe und was er thun werde, um den schwarzen Schröder zu strafen, für den Wenige fürchteten, den aber die Meisten beneideten; denn Alle, welche des Stettemeisters Bruderstochter gesehen, bezeichneten sie in den überschwänglichsten Redensarten in deutscher und lateinischer Begeisterung als die wahrhaftige „Schönheits-Krone Straßburgischer Mädchenschaft," als eine „virgo formosa et admodum bene mammata“ ja, einige priesen die hohen Reize der Jungfrau sogar durch Anführung einiger homerischer Verse, mit Bescheidenheit ihre griechische Belesenheit verrathend; Andere dagegen waren im besten Zuge, aus-

einanderzusetzen, was für einen solchen Fall die Gesetze der Langobarden, oder die neapolitanischen Constitutionen bestimmt hatten; noch Andere schrieen: alle Autoritäten Bocerus, Zasius, Rittershusius, Gothofius, Schenckius, selbst Hotomannius in lexico feudali stimmten darin überein, daß jeder Vasall, der sich dergleichen mit der Frau, Wittwe, Tochter, Schwester oder Mutter seines Lehnsherrn erlaubt, nothwendig seine Lehne verwirkt hätte, und behaupteten ihre Meinung auch ebenso gelehrt und tapfer weiter, als man ihnen schon zehn Mal zugerufen, daß der schwarze Schröder, der Hamburger Bürgermeisterssohn, nicht der Vasall des Stettemeisters Guenther sei, daß also das Feudalrecht hier gar nicht in Betracht komme. Darauf verbissen sich Etliche wieder in die Streitfrage: ob ein Hamburger Bürgermeisterssohn der Vasall eines Straßburgischen Stettemeisters sein könne, oder nicht!

Allen Streitigkeiten wurde aber für den Augenblick wenigstens ein Ende gemacht durch ein ganz unermeßliches Jubelgeschrei, dem der schallende Ruf vom donnerden Aufschlagen der Fäuste auf den Tisch begleitet, folgte: Guentherus Cato Argentoratensis reveren-

dissimus! et gens Guentheriana, vivat, floreat, crescat in aeternum! Diesem stürmischen Lebehochruf auf den Stettemeister Guenther, den weisen Cato Straßburgs und sein ganzes Geschlecht, folgte eine Pause, welche durchaus nothwendig war, um jene ganz unbillige Menge von Flüssigkeit zu vertilgen, welche nach dem Trinkrecht bei einer so feierlichen Gesundheit verschwinden mußte.

Getrunken hatten Alle die Gesundheit, darnach aber wischten sich die Herren die Bärte und erkundigten sich rechts oder links, warum dem Stettemeister, dem Magister urbis, diese Ehre widerfahren sei, und ließen sich belehren, daß der Guenther ein ausgezeichneter Bursche sei, würdig aller studentischen Ehren, denn er habe sich, trotz der Bitten der Mutter des geküßten Kindes und trotz des Andringens der ganzen Familie, hartnäckig geweigert, Klage zu führen gegen den schwarzen Schröder, und als ein weiser Cato gesagt: „was sollen wir mit denen thun, die uns hassen, wenn wir diejenigen verfolgen und zur Strafe ziehen wollen, die uns lieben?"

Jetzt brach ein neuer Sturm des Jubels vor, und wahrscheinlich wäre es zu einem neuen Lebehoch

auf Guenther gekommen, wenn nicht ein altes Haus grimmig mit beiden Händen auf den Tisch geschlagen und mit heiserer Stimme geschrieen hätte: „silentium! silentium!“ Wirklich stellte sich, wenn auch keine Stille, so doch eine mildere Form des Lärmens auf diesen Ruf nach und nach her, so daß der alte Hahn Allen vernehmbar erklären konnte: daß er den ꝛc. Guentherum nicht für einen honorigen Kerl, sondern für einen Bärenhäuter zu achten sich genöthiget sehe, sintemalen derselbige sich eines schwarzen Plagiats schuldig gemacht; denn Pisistratus, jener Tyrann von Athen, habe diese Antwort seiner Gemahlin gegeben, als diese die Bestrafung eines Jünglings verlangt, der ihre Tochter auf einem öffentlichen Platze geküßt. „Respondit“, führte der Sprecher wörtlich an: „si eos, qui nos amant, interficiemus, quid iis faciemus, quibus odio sumus; cf. Valerius Maximus, Liber V. caput I.“

„Selbst Bärenhäuter, kein Plagiat, vivat Guentherus!“ scholl es durcheinander, endlich aber gelang es doch wieder einem bemoos'ten Haupte, nicht nur sich Gehör zu verschaffen, sondern auch dem alten Hahn begreiflich zu machen, daß der Stettemeister

kein Plagiat begangen, sondern nur in würdiger Weise der Alten glänzendem Vorbild nachgestrebt, und schließlich kam man zu dem Vergleich, daß die erste Gesundheit mit nichten gelten, sondern daß eine zweite ausgebracht werden solle, historisch richtig: Guenthero, Pisistrato Argentoratensi! dem straßburgischen Pisistratus! Solche Gesundheit wurde denn auch zu allgemeiner Zufriedenheit ausgebracht und mit vielem Vergnügen getrunken, wie denn selbige auch in anderer Beziehung weit passender war; denn hatte vom alten Cato der vornehme Herr Stettemeister wenig oder vielmehr gar nichts, so ließ sich dagegen nicht in Abrede stellen, daß er mancherlei gemein hatte mit dem Pisistratus.

Der Kuß aber, den der schwarze Schröder der schönen Bruderstochter des straßburgischen Pisistratus gegeben, ließ die akademischen Bürger lange nicht zur Ruhe kommen; denn nun wurde auf der rechten Seite des Tisches über die lateinische Bezeichnung des Wortes „Kuß" gestritten, und während Einige behaupteten, jeder Kuß sei ein osculum, was von os, der Mund, abzuleiten sei, wie man denn im Deutschen auch sage: „ein Mäulchen geben," vertheidigten An-

dere den großen Satz: osculum religionis esse! nur einen feierlichen Kuß, zum Beispiel den Kuß, den der Lehnsherr dem Vasallen gebe, dürfe man osculum übersetzen, jeder andere Kuß aber sei mit basium oder suavium zu bezeichnen, und zwar bestimme Donatus, der alte Ausleger des Terenz, ausdrücklich: „ut oscula sint officiorum, basia pudicorum affectuum,“ also, wenn sich Bruder und Schwester küssen, suavia libidinum vel amorum. Dieser Unterschied des Donat wurde endlich auch angenommen und die Autorität des Henricus Stephanus, der basium durch *εἰλημα ἐρωτικον* erklärt, entschieden verworfen. Auf linker Seite des Tisches dagegen wurde die höchst wichtige Frage des Trinkrechts discutirt, ob es einer Jungfrau anständig sei oder nicht, wenn sie mit einem Studiosen auf Schwesterschaft, oder herzliche Treue trinke! Die Meisten waren wohl dafür, daß solches einer Jungfrau höchst anständig sei, doch waren Einige dagegen, und ein hübscher Krauskopf aus Osnabrück im Lande der Westphalen, der ganz seltsame Erfahrungen gemacht haben mußte, rief mit einem ebenso weinseligen als wehmüthigen Pathos, der nur zuweilen durch ein sehr respectwidriges Schluchzen unter-

brochen wurde: „cavete virgines, quotquot castitatem amatis, ne praetextu fraternitatum vos in sua retia pelliciant, fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps et sororculae titulus brevi negotio in titulum amasiae converti potest. Quare principiis obsta, sero medicina paratur.“

Der Krauskopf war tief gerührt, als er seine Rede beendet, aber Niemand achtete mehr auf ihn, denn der alte Hahn und Freund des Pisistratus hatte sich erhoben und rief, ein volles Glas in der Hand: „Ein Schelm, Schelm, der es nicht nachthut!“

Auf einen Zug trank er aus, und Alle, die am Tische waren, thaten ihm nach. Darauf aber sollte gesungen werden, und nun schlug nicht nur Jeder ein anderes Lied vor, sondern begann es auch sogleich zu singen, gleichsam als ob er damit die Andern locken wollte, mit einzustimmen. Einer sang deutsch: „Wir haben ein Schiff mit Wein geladen“ u. s. w. Sein Nebenmann intonirte lateinisch: „Bachus nobiscum et cum suo dolio ect.“ Ein Anderer begann zum dritten Male die treuherzige Versicherung singend abzugeben: „Ich fuhr mich über'n Rhein“ u. s. w. Jedes Mal aber überschrie ihn sein Nachbar mit

Stentorstimme: „bonum vinum post martinum" und vielleicht wäre noch lange kein Gesang zu Stande gekommen, wenn nicht ein paar alte Häuser, solcher Zustände kundig, fest eingesetzt und aus Leibeskräften gesungen hätten. Das machten sie so tapfer, daß sie endlich die Andern Alle mit sich fortrissen und Chorus also zu Stande kam:

Io, Io!
Vos Germani, vos Hispani,
Vos Insubres, vos Britani,
Bibite pro viribus!

Io, Io!
Sed vos rogo dum potatis,
Ter quaterque videatis,
Ne frangatis urceum.

Io, Io!
Omnes fortes sunt vinosi
Et potantes animosi
Dicit Aristoteles,

Io, Io!
Omnis Doctor omnis rector
Bachi Patris sit protector
In aeterna saecula.

Io, Io!
Dulce dulci misceatis,
Ex hoc in hoc faciatis,
Ut potetis dulcius.

Io, Io!
Bache vatum fortis Pater
Et qui solus es bimater
Et formosus diceris.

Io, Io!
Qui delphinos amatores
Puerorum et potores
Feris misces lyncibus.

Io, Io!
Bibe, bibe, bibe, bibe,
Tu qui Sapis, bibe, bibe
Dum Lyaeus imperat!

Das Trinklied, welches die Studenten sangen oder vielmehr jauchzten, gehörte zu jener angenehmen Sorte von Liedern, welche unzählige Verse haben und immer länger werden, je öfter sie erklingen, weil jeder Musensohn mit geringer Kunst, aber bedeutendem Behagen, bald heut hier, bald morgen dort einen neuen Vers einfügt, der sich dann entweder bald wieder verliert, um einem andern Platz zu machen, oder sich erhält und oft zum Grundstein einer ganzen Gruppe vonneuen Versen wird, die sich an ihn anschließen. So kommt es, daß sich jenes Lied auf allen Universitäten und seit dem sechszehnten Jahrhundert zu allen Zeiten findet, aber immer und überall mit andern Versen. Solche Lieder haben den deutschen Studenten zu jeder Frist ganz besonders wohlgefallen, weil sie ihrem Witz die bequeme Form boten, vorherrschende Stimmungen und Ansichten auszusprechen. Das geschah

denn auch von der Zeche lustiger Gesellen bei der Münster-Mühlin zu Straßburg, und derbe Anspielungen auf den Kuß, den der schwarze Schröder, der Hamburgische Bürgermeisters-Sohn, der schönen Bruderstochter des mächtigen Stettemeisters Herrn Guenthers gegeben, verlängerten das Lied so, daß es reichte bis zum Schluß des Trinkgelages; dann, die letzten Verse singend, erhoben sich die alten Häuser zuerst, darnach die jungen Burschen und Füchse, und marschirten singend und paarweise, Einige merklich schwankend, hinaus. Auf der Straße verstärkten die Sänger ihre Stimmen nach Leibeskräften, so daß eigentlich aus dem Gesange ein erschreckliches Gebrüll wurde; dazu hieben sie mit den gezogenen Schwertern auf die Steine, daß die hellen Funken darum stoben, was in der Studentenspache „wetzen" genannt wurde. Weit hin tönte der Lärmen übermüthiger Jugend und vorsichtig zogen sich die Wächter der Stadt zurück, denn bei einem Zusammentreffen mit den akademischen Bürgern war für sie nur eine schwere Tracht Prügel in Aussicht, da es des Stettemeisters strenger Befehl war, daß sie jeden Zusammenstoß mit den Studenten meiden sollten.

Die Universitäten hatten dazumal gewaltige Privi-

legien, an denen sie mit eiserner Festigkeit hielten. Die kluge Staatsraison der französischen Regierung aber hatte noch überdem für die größeste Schonung akademischer Ansprüche gesorgt; die alte deutsche Universität sollte die neuen französischen Gewalthaber liebgewinnen, und viele Glieder derselben bewiesen sich dankbar, wenn auch andere deutsch-trotzig sich zurückhielten.

Der stürmische Abzug der Zeche lustiger Gesellen aus der Trinkstube bei der Münster-Mühlin erregte dort durchaus keine besondere Aufmerksamkeit und die Knechte des Hauses, sowie die Magd, betrieben das Abräumen der Trinkgeschirre von der langen Tafel mit dem größten Gleichmuth.

Die „Münster-Mühlin" selbst hatte gar nicht auf den Auszug der Studiosen geachtet, denn die stand schon seit einer ziemlichen Weile an der Wand und lauschte mit halb seitwärts geneigtem Haupt einem Gespräch, welches an dem nächsten Tisch geführt wurde. In der That, die „Münster-Mühlin" war ein hübsches, stattliches Weib und die schlichte, dunkle Wittwentracht stand ihr recht gut. Sie hatte die geschlitzten Aermel des Gewandes sowohl, wie die sauberen Hemdsärmel

bis über die Ellenbogen aufgestreift nnd zeigte ein Paar sehr kräftige, aber wohlgeformte und weiße Arme, deren rechten sie in die Hüfte stemmte; freilich waren ihre Züge derber geworden, als sie gewesen waren, und lebhafter geröthet, als zur Anmuth nöthig schien, aber ihre Augen hatten noch den alten freundlichen Blick und ihr ganzes Ansehen eine Frische und einen Anflug von Jungfräulichkeit, der sie wirkich reizend erscheinen ließ. In diesem Augenblick namentlich sah Frau Cläre in ihrer lauschenden Stellung gar anmuthig aus, denn eine freudige Ueberraschung malte sich ganz deutlich auf ihrem Antlitz.

Die drei Herren, deren Gespräch die „Münster-Mühlin" belauschte, waren Kriegsleute; sie hatten zuvor um einen Krug edeln rheinischen Weins gewürfelt, jetzt stund der schwarze lederne Würfelbecher unberührt und die Kreidestriche der Verlierenden waren schon halb verwischt. Die Herren tranken und plauderten behaglich, ein Franzose war's und zween Deutsche, aber alle drei Hauptleute im Dienste des Königs von Frankreich, und zwar Werbe-Offiziere. Sie hatten von ihren Geschäften gesprochen, da hatte das scharfe Ohr der Münster-Mühlin die Namen

„Brandenburg“ und „Königsmarck“ zu vernehmen geglaubt und alsbald war sie lauschend näher getreten.

„Der Wein ist köstlich,“ sagte der Aeltere der beiden deutschen Hauptleute, und ein mildes Lächeln zog über seine harten, von der Sonne verbrannten wilden Züge, indem er das flüssige Gold auf der Zunge zu wiegen schien, bevor er es niederschlürfte, „und dennoch,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „habe ich schon einmal Rheinwein getrunken, der noch besser war als dieser!“

„Wäre es möglich!“ rief der Franzos mit erheucheltem Erstaunen und listigem Augenzwinkern; offenbar machte er sich etwas lustig über die urernsthafte Weise, mit welcher der deutsche Hauptmann sich mit dem Wein beschäftigte.

„Nun, Herr Bruder,“ meinte der andere Deutsche lachend, „dann bin ich der Ansicht, daß ihr irgendwo mal einen Klosterkeller geplündert habt; denn an einer fürstlichen Tafel habt ihr nie gesessen, wie ihr mir oftmals versichert, und nur bei Fürsten oder bei Pfaffen kann ein besserer Trunk noch gefunden werden wie der!“

„Mag sein,“ entgegnete der Alte, sein Kinn

streichelnd und fast zärtlich in das Glas blickend, während er behaglich den Duft einsog, „und dennoch war es weder bei einem Fürsten, noch bei einem Pfaffen, wo ich den köstlichen Trunk that, sondern auf eiuem Edelhofe in der Mark Brandenburg.“

Der andere deutsche Hauptmann, es war Einer aus dem Reich, ein spitzer Franke, lachte verächtlich, der Franzose stellte sich auf spöttische Art ungläubig, der alte Hauptmann aber trank aus, schenkte ein und sprach gutmüthig: „Lacht nur, Herr Bruder, aber wahr ist's doch; seht, es war im vorigen Frühjahr, da sendete mich mein Obrist, der Graf von Königsmarck —“

„Der Graf von Königsmarck ist euer Obrist?“ fragte der Franzose, rasch unterbrechend.

„So ist's, Herr! Was beliebt?“ fragte der alte Hauptmann und sein Gesicht wurde grimmig düster, und drohend setzte er hinzu: „Ich denke, daß ihr nichts gegen meinen Obristen sagen wollt?“

Laut auf lachte der andere Hauptmann und rief: „Nehmt euch in Acht, Herr Kamerad, ihr mögt lieber bei einem jungen Gesellen die Keuschheit seiner Herzallerliebsten bezweifeln, als bei dem würdigen Haupt-

mann Volkamer eine Miene verziehen über seinen Obristen!“

„Ich bitte,“ nahm der Franzose das Wort, indem er seine Hand anmuthig gegen den alten Hauptmann schwenkte, „ich bitte, mich nicht mißzuverstehen; denn ich bin von der tiefsten Achtung gegen den Herrn Grafen von Königsmarck durchdrungen, der sich im vorigen Jahre, wie ich hörte, so gewaltig hervorgethan im Feldzuge gegen Spanien; ich kenne den edlen Herrn schon länger, denn ich war dabei, als der Großmeister der Johanniter auf Malta ihm öffentlich das Johanniter-Ordenskreuz umhing, weil er als ein großer Held gegen die Türken gestritten, Schiffe erobert und viele Gefangene gemacht hatte. Das war aber eine ganz unerhörte Auszeichnung mit dem Ordenskreuz der Johanniter; denn der Orden ist katholisch und der Graf Königsmarck ein Hugenott.“

„Mein Obrist gehört zu denen Protestirenden,“ versetzte Hauptmann Erasmus Volkamer ernst, „und wenn die Auszeichnung eine unerhörte war, so waren auch die Thaten meines Obristen gewiß unerhörte; ich weiß von jenen Thaten nichts, aber ich habe ihn oft genug im Kampfe gesehen, um mir's denken

zu können; er ist ein Gott im Streite, sag' ich euch, er ist der Kriegsgott selber!"

Dabei blickte der Alte so grimmig, daß Keiner es wagte, diesen Satz anzuzweifeln, als er aber sein Glas geleert, da erinnerte ihn der Franzose höflich an seine unterbrochene Mittheilung.

„Ach so" begann der Hauptmann wieder, indem er die letzten Tropfen des edlen Weins aus der Kanne langsam in sein Glas träufeln ließ, „ja, im vorigen Jahre schickte mich mein Obrist mit einem Schreiben an einen seiner Vettern in der Mark Brandenburg; wir errichteten damals unser Regiment auf unsere eignen Kosten für die Krone Frankreich, und mein Obrist fragte bei seinem Vetter an, ob nicht etliche Junge von Adel da herum Lust verspürten, Dienste zu nehmen bei unserm Regiment; denn müßt ihr wissen, die Junker in der Mark Brandenburg sind alle von Mutterleib und Kindesbeinen an, so zu sagen, Soldaten; ist eine harte, zähe Art Menschen dort, aber die Art ist gut, sie hält aus; nun hatte mich der Junker Siegfried von Königsmarck an einen alten Herrn von Schlieben gewiesen, einen mächtigen Soldaten, Obrist-Lieutenant, der nahm mich als einen

Kameraden auf und that mir alles Gute; freilich konnte er's nicht machen, daß ein Märkischer von Adel bei uns Dienst nahm, denn das hielt Alles wie Kletten an dem Banner des Churfürsten von Brandenburg. Das gefiel mir über die Maaßen, denn so soll's sein, der Adel soll zu seinem angebornen Kriegs- und Landesherrn halten, und auch unser Obrist freute sich darüber, als ich's ibm nachgehends erzählte, obwohl er gern ein Paar von jenen ernsten hartköpfigen Junkern mit sturmfreien Herzen gehabt hätte bei'm Regiment. Nun, der von Schlieben führte mich eines Tages nach einem Königsmarck'schen Edelhof, ich denke er hieß Kötzlin oder Roddahn, einer von beiden war's, darauf saß der Aelteste des Geschlechts, der war durchaus wie ein Patriarch, und die ganze Sippe war um ihn, lauter waidliche Leute; erinnere mich nicht, unter ihnen ein Mannsbild gesehen zu haben, so nicht lang und straff von Gliedern und Sehnen gewesen, und war kein Frauenbild dabei, das nicht langlockig, lieblich weiß und roth erschienen, selbst die alten Frauen schauten gar anmuthig aus, besonders aber die Mutter Sophia, das greise Gemahl des wackeren alten Herrn. Die war noch so munter, als

manche Junge nicht sind. Als nun die Mahlzeit vorbei war, bei der man mir einen sehr guten Trunk ungarischen Weins reichlich gegönnt, da begann ein lautes Scherzreden unter den Gesippten und alten Freunden, denn der von Schlieben absonderlich und der edle Herr Gans zu Puttlitz, der Erbmarschall ist in der Churmark Brandenburg und zu oberst saß an der Tafel neben der greisen Hausfrau, erkundigten sich scherzweise, ob denn nicht noch ein Paar Tropfen von dem wunderbaren rheinischen Weine vorhanden, dessen die Edelfrau vor vielen Jahren ein gutes Theil vor den schwedischen Völkern versteckt im tiefsten Keller. Ja, es möchte wohl noch solchen Weines die Fülle vorhanden sein, entgegnete der greise Herr von Königsmarck, aber die lieben Freunde sollten sich nur den Durst darnach vergehen lassen, denn seine Hausehre habe es für angemessen erachtet, den herrlichen Wein an einen Rittersmann von der Feder zu verschenken, weil er ein bewegliches Carmen gedichtet zu Lob und Ehre des Hauses Königsmarck und darin, schlauer Weise, der Frauen nicht vergessen. Den Wein habe der schriftgelehrte Chorherr zu Cöln an der Spree erhalten, ohne daß er erfahren, von wannen er ge-

kommen, so daß er nicht einmal habe danken können. Der alte Herr scherzte noch weiter also, und die Gäste, wie die Gesippten, fielen ein; Frau Sophia aber, das flinke Mütterlein, war darüber verschwunden und kam alsbald zurück mit einer Magd, welche eine mächtige Silberkanne ihr nachtrug; als nun der Wein, der darin war, ausgeschenkt wurde, da erfüllte ein lieblicher Duft das ganze Gemach, und köstlichere Tropfen, ihr Herren, habe ich mein Leben lang nicht genossen; denn solchen Wein, den trinkt man nicht, den genießt man als eine besonders herrliche Gottesgabe. Ich sagte auch dazumal den edlen Herren, daß ich dem Chorherrn zu Cöln an der Spree den Trunk wohl gönnen thäte, daß ich mich aber getraute, bei solchem Wein ganz ungeheure Dinge aufzuschreiben, obwohl mir's schwer werde das Schreibgewerck, wegen meiner verhauenen und schief geheilten Finger. Darob lachte die Gesellschaft gewaltig; Gott segne das edle Haus Königsmarck für den stattlichen Trunk, den es mir gegönnt!"

Der Franzose, der sehr aufmerksam zugehört hatte, während der Hauptmann aus dem Reich sichtliche Zeichen von Ungeduld gegeben, erkundigte sich noch

des Weiteren nach dem Grafen Hans Carl von Königsmarck, den er zu Malta gesehen; die Münster-Mühlin aber stand wie angenagelt, so lange von dem Grafen die Rede war, als aber das Gespräch eine andere Wendung nahm und die Herren nach Wein riefen, da brachte sie ihnen selbst eine Kanne, darin war von ihrem allerbesten Wein, und als Hauptmann Erasmus Volkamer den gekostet, da rief er entzückt; „Bei Gott und meiner Ehre, der ist beinahe wie der Kötzliner ächte!"

Die Herren saßen bis spät in die Nacht, denn solchen Wein läßt man nie stehen; von Zeit zu Zeit schlich auch die Münster-Mühlin hinzu, um zu hören, ob vom Grafen Hans Carl etwa die Rede, das war aber nicht der Fall, denn der jüngere Hauptmann sprach fast allein, und ärgerlich sagte die Wirthin vor sich hin: „Was der nur zu discuriren hat? Wer will seine lahmen Geschichten aus dem Reich hören?"

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Nach Saint-Cloud.

„O denk'! o denke
Wem du gehörest!
Wie es uns kränke,
Wie du zerstörest
Das schön errungene
Mein, Dein und Sein."
(Göthe.)

In dem alten Hôtel Noirmoustier oder Rohan zu Paris, der Stadtresidenz der Herzöge von Rohan aus dem Hause Latrimouille finden wir unsern Helden wieder, dort lebt noch immer der erblindete, greise Herzog, des Grafen Königsmarck Freund und des Johanniter=Ordens Stolz. Die ganze Reihe der Prachtzimmer des Hôtels bewohnt Graf Hans Carl mit seinem edlen kriegerischen Gefolge, denn die Söhne der besten Familien des französischen Adels drängen sich nach der Ehre, bei dem berühmten jungen Kriegs=

helden den Waffendienst zu lernen; seit dem letzten Feldzuge in Spanien ist der Graf französischer General, maréchal de camp, in der Königlichen Armee und wird zu den vorzüglichsten Truppenführern gerechnet. Er ist erst seit einigen Tagen, nachdem die Truppen die Winterquartiere bezogen haben, aus Catalonien nach Paris zurückgekehrt, und wie immer, wenn er im Laufe der letzten Jahre nach der französischen Hauptstadt kam, hatte er sein Quartier im Hôtel Noirmoustier genommen; er machte dadurch, wie er wohl wußte, seinem greisen Freunde, dem blinden Herzoge, eine große Freude, denn der trug schmerzlich-schwer an seiner Einsamkeit, seit ihm der Tod seine Herzogin entrissen; jene üppig-schöne, leichtsinnig-großmüthige Dame war schon verstorben, als Graf Hans Carl zum ersten Male wieder nach seiner Flucht in Paris erschien. Es sind die Prunkgemächer seiner verewigten Freundin, in denen der junge Held wohnt; ihr reizendes Bild mit den schwellenden Lippen und den sinnlich-tiefen Augen, mit der blendenden Brust und den wundervollen Armen blickt aus vergoldetem Rahmen nieder auf ihn; er schreibt seine amtlichen Kriegsbefehle, die so glatt klingen, wie eine Einladung zum Stelldichein, und

seine Liebesbriefe, die so kurz und entschieden lauten wie Kriegsbefehle, auf der mit Metallfiguren kunstreich eingelegten Tischplatte der Herzogin, auf der noch deren Filigrankörbchen mit einer halbvollendeten zierlichen Damenarbeit steht. Es hat hier nichts geändert oder verändert werden dürfen, die Gegenwart hat sich ganz behaglich eingerichtet mitten in diesen Erinnerungen an eine begrabene Liebe; der naive Egoismus jener Zeit, der in unserm Helden einen seiner glänzendsten Vertreter gefunden, weiß nichts von der nervenschwachen Feigheit unserer Tage, die sich vor jeder Erinnerung an Tod und Verlust ebenso ängstlich hütet, wie sie zaghaft, auch beim Genuß niemals aus dem Vollen zu schöpfen und sich des Besitzes mit gesunder Lust zu erfreuen vermag. Lüstern und begehrlich strecken wir zehnmal die Hand aus und ziehen sie zehnmal feige zurück, als Tugend muß man das dann preisen hören und als Fortschritt der Zeiten; unsere Urgroßväter aber griffen dreist zu, sie sündigten viel, aber sie hatten noch den Muth, eine Sünde durch tapfere Reue zu sühnen, während unsere Tugend so krank ist, daß sie dem Laster so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, während von wahrer Reue, wirklicher Zerknirschung gar

nicht mehr die Rede sein kann bei den zarten Gemüthern und baumwollenweichen, hochgebildeten Staatsbürgern unserer Tage.

Der Graf Hans Carl von Königsmarck hat sich wenig geändert, seit wir ihn zum letzten Male gesehen auf der Insel Malta, wo er in That und Wahrheit flüchtig wurde vor der schönen blinden Fernanda, dem holden Räthsel des goldenen Balkons. Er hat dem blinden Latrimouille, seinem greisen Herzoge viel erzählt von dem blinden schönen Mädchen auf Malta, und der hat die Hast wohl begriffen, mit der Graf Hans Carl geflohen vor einer heißen Versuchung. Unser Held hat noch ganz die schlanke, schmeidige Gestalt, die vornehme, edle Haltung, das stolze, kühne Angesicht, doch ist die Färbung dunkler geworden; die Augen flammen in dem alten Feuer, dem aufmerksamen Beobachter aber entgeht ein kleiner Zug doch nicht, der namentlich in den schlaffer gewordenen Mundwinkeln zur Erscheinung kommt und mit einer kleinen Falte unter den Augen zusammenstimmt. Graf Hans Carl hat viel gesehen und viel erlebt in den letzten Jahren, er war wiederholt zu Madrid und London, bald, um sich dort zu duelliren, bald, um eine Special-

Mission, die ihm die Krone Schweden an König Jacob übertragen, auszuführen.

England ist für unsern Helden überhaupt verhängnißvoll; die Frauen, die blonden Inselschönheiten, sind ihm alle geneigt, und hätte das eigenthümliche Wesen der Lady Caroline Attran Eifersucht zugelassen, sie hätte vergehen müssen vor Eifersucht. Graf Hans Carl durfte stolz sein, aber er mußte jeden Sieg über das Herz einer Frau mit dem Schwert verfechten gegen deren Brüder und Vettern bis in's zehnte Glied, und das wird denn endlich selbst einem Hans Carl Königsmarck zu viel. Er warb ernstlich um Lady Elisabeth Percy, die Tochter des Herzogs von Northumberland, das Herz der Lady hat er gewonnen, die Hand derselben aber giebt der Vater, äußerm Zwang gehorchend, an Thomas Thynne, den Günstling des Königssohnes Montmouth. Königsmarck's blanken Degen scheuend versuchte der vom Vater Begünstigte, sich des furchtbaren Nebenbuhlers durch Gift zu entledigen, nur die unübertreffliche Wachsamkeit der edlen Lady Carolina rettete damals das Leben unsers Helden. Ueberall, bei der Mutter zu Stade, bei dem Sultan der Moslemin zu Tanger, am Hofe des katholischen

Königs in Spanien, bei den reformirten Niederländern, wie bei den portugiesischen Juden, erscheint Graf Hans Carl unvermuthet, blitzschnell auftauchend und dann plötzlich wieder verschwindend, aber nirgend, wo er auch nur auf kurze Zeit gewesen, wird er vergessen, überall erinnert man sich seiner mit Stolz und Freude, oder auch mit Haß und Neid.

Das ist der müde Zug unter den Augen des Grafen, das ist die satte Gleichgültigkeit in den erschlafften Mundwinkeln; die jugendliche Spannkraft läßt schon nach, es bedarf schon bedeutenderer Motive, um die ganze Energie dieses Wesens wach zu rufen; der brennende Ehrgeiz, der mit jedem erlangten Erfolge wächst, beginnt allgemach zu zehren an dieser Natur von Stahl, und selbst ein Königsmarck kann nur auf Kosten seiner Lebenskraft das Wunder und die Fabel aller Hauptstädte Europa's zugleich sein. Das bunte Abenteuer der Ritterwelt wird noch ein Mal lebendig in diesem schönen Manne, Graf Hans Carl von Königsmarck ist noch ein Ritter gewesen, der Letzte, in seinen Abenteuern; Alle, die nach ihm kamen und auch schon seine Zeitgenossen, die mit ihm gleiche oder auch

nur ähnliche Pfade zu wandeln versuchten, sie waren keine Ritter mehr, sondern eben nur Abenteurer.

Der Graf war, wie schon bemerkt, seit wenigen Tagen erst wieder in Paris. Der Tisch der todten Herzogin von Rohan war bedeckt mit Briefen und Schriften, die, für ihn bestimmt, schon lange da lagen. Er war noch nicht dazu gekommen, sie anzusehen, zu öffnen und zu beantworten; die Besuche der Freunde und Verehrer hatten bis dahin seine ganze Zeit in Anspruch genommen. Nun aber war er fest entschlossen, diese Briefberge zu stürmen mit der Feder in der Hand, und das that er fast ebenso freudig, wie er mit dem Schwerte in der Hand auf feindliche Schiffe stürmte; denn die Feder stand zu jener Zeit noch in hohem Ansehen bei der vornehmen Welt, sie war noch nicht vulgär geworden, und die Gemüther waren fast noch rein, noch nicht so mit Druckerschwärze und Maschinen-Papier übersättigt, wie heut zu Tage.

Mit einer gewissen Behaglichkeit saß der Graf vor dem großen Tische, da faßte seine Rechte hastig nach einem sehr dicken Paquet, denn die Handschrift war von einer ihm wohlbekannten und lieben, auch sehr

schönen Frauenhand, sehr klar und doch etwas kritzlich geschrieben. Die Handschrift war die seiner edeln Tante Catharina Charlotte, des schwedischen Reichsdrosten, Grafen Magnus Gabriel de la Gardie Tochter, welche mit dem General-Lieutenant Grafen Otto Wilhelm von Königsmarck, vormals schwedischem Ambassadeur in Paris, seit wenigen Monaten vermählt war. Hans Carl hatte schon seit längerer Zeit keine Nachricht gehabt von seinem Oheim, für den er stets eine besondere Verehrung im Herzen getragen, deshalb öffnete er mit großer Begier das ziemlich umfangreiche Paquet; ein Buch war darin, aber vergeblich suchte der Graf nach einem Briefe, bis er endlich das Buch öffnete und neben dem Titel schon einen langen, schmalen Zettel fand, der war von seines Oheims Hand beschrieben, wie folgt: „Dem lieben Sohne meines lieben Bruders sende ich mein Buch, verhoffend, daß auch er eine stille Stunde finde im lauten Leben, in welcher ihm geistliche Speise willkommen und segenbringend ist. Es ist euch nicht unbekannt geblieben, mein theurer Neveu, wie ich von zarter Jugend an stets eine sonderbare Liebe zu denen Künsten und Wissenschaften in mir verspüret habe

und mir der Umgang gelehrter Männer werth gewesen zu allen Zeiten, weßwegen mich's mit einer ganz besonderen Stärke beständig auch zu euch hingezogen, weil ihr selbsten jeder Zeit Humaniora mit ausnehmendem Fleiße studiret. Ich habe die meisten Universitäten besucht mit dem hochgelehrten Esaias von Puffendorf, meinem edlen Lehrer, und nicht meine Verdienste um die Gelehrsamkeit, sondern nur meine große inwohnende Liebe zu den Wissenschaften haben mir anno 1654 die sonderbare Ehre zu Wege gebracht, daß mich die weit berühmte Hochschule zu Leipzig zu einem Rectorem magnificum creiret und verkündet hat. Ich kann mich der eifrigen Freundschaft fast aller hervorragenden Häupter der Wissenschaft rühmen, wenn auch glücklicher Weise nicht Alle so übereifrig darin gewesen sind, wie der gelehrte Herr Johann Leyser, welcher mir einen großen Dienst zu leisten glaubte, daß er in mehreren seiner scharfsinnigen Schriften die Vielweiberei als eine Pflicht empfahl und diesen Satz mit großem Scharfsinn vertheidigte. Ich bin meiner Zeit, so lange ich denken kann, ein eifriger Liebhaber von muntern und sonst wohlgemachten Weibspersonen gewesen und will ich

dem Gelehrten Bartholdo keineswegs entgegen sein, der mir der Beiname eines „heroischen Frauenverehrers" in einem seiner gründlichen Werke beigeleget. Der Ketzerei der Vielweiberei habe ich aber nimmer das Wort geredet, und mein guter Freund Theophilus Alethaeus, denn also nannte sich der gelehrte Leyser, hat mir durch seine seltsame, wiewohl nicht zu läugnen, sehr scharfsinnige Defension des Punktes von der Vielweiberei mit nichten einen Dienst gethan, sich selbst aber große Unlust und mannigfaches Ungemach von Seiten des mit Recht heftig aufgebrachten Frauenzimmers zu Wege gebracht. Meine neuliche Vermählung mit unserer lieben Muhme Catharina Charlotte wird nun wohl auch denen die Augen geöffnet haben, welche mich, durch die Leyserischen Schriften irre geleitet, für einen gehalten, der insgeheim dennoch die Polygamie en faveur genommen. In demselbigen 1654sten Jahre, in welchem ich Rector magnificus Lipsiensis geworden, hat mich auch die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden zu einem Mitgliede auf- und angenommen, und wie diese Gesellschaft unserm Vater resp. Großvater den edlen Titel gegeben: „Der Streitende, ein

Besseres zu erlangen," so ist mir der ehrenvolle, wenngleich unverdiente Titel des „Hochgeneigten zur Höflichkeit" im Orden beigelegt worden. Ihr sehet, mein vielgeliebter Brudersohn, daß mir der milden Ehren der Wissenschaft genugsam sind zu Theil geworden in jungen Jahren schon, und wenn ich trotzdem ein Kriegsmann worden bin, so hat es nicht an der Abgunst derer Musen gelegen, daß ich mich der fürchterlichen Bellonae mehrentheils zugewendet, sondern vielmehr in dem stürmischen Königsmarck'schen Blut, welches uns nicht zur Ruhe kommen läßt, bis wir ein lieb blank Schwert zücken mögen zu Gottes oder unserer Lehnsherren Ehre. So ist es gewesen von Anfang an, mon neveu, das Königsmarck'sche Blut hat nicht Ruhe gelassen, bis die Klinge blank wurde, Kriegsleute sind wir Alle gewesen bei unserm Geschlecht, Kriegsleute zuerst und voraus, was wir nebenbei gewesen, sind wir eben nebenbei geworden, darum haben wir so viele Züge gegen die Türken gethan und auch, seit wir zur Reformation uns gewendet und das lutherische Bekenntniß angenommen, sind immer noch etliche unter uns in's Ungarland hinabgezogen, zu streiten wider den Feind christlichen

Glaubens. Das Königsmarck'sche Blut rührt sich nun alleweile wiederum mächtig in mir und will mich antreiben, einen Türkenzug zu thun, denn gewaltig drängt der Türke wiederum heran gegen die Bollwerke der Christenheit. Ich bin schon halb entschlossen, mich beim Beginne des nächsten Feldzuges bei der Kaiserlichen Estandarte in Ungarn als ein freiwilliger Krieger einzufinden, und denke, daß die Katholiken merken sollen, wie unser Schwert nicht stumpf geworden gegen die Ungläubigen, seitdem wir auch den Kelch im Abendmahl angenommen. Das habe ich euch wollen zu wissen thun, mein vielgeliebter neveu Hans Carl, auf daß ihr mich zu finden wüßtet, wenn euch etwa auch der Geist und das Königsmarckische Blut treiben thäten, auszuziehen wider den Feind gemeiner Christenheit, den ihr schon so heldenmäßig bestritten, als ihr vor einigen Jahren auf den Schiffen der Malteser-Ritter gefahren. Ich denke, der Türke soll's spüren, wenn ihrer Zwei vom Hause Königsmarck anrücken gegen seinen Grimm. „Vor Eines frommen Mannes Klinge ward manch' Heidenthum geringe." Gedenket dieses Spruchs, mon neveu, den ihr wohl um das Bild unseres Ahnherrn Radecke gelesen habt. Seht,

mein vielgeliebter Brudersſohn, wie arg das Königs=marckiſche kampfluſtige Blut wiederum mit mir um=gegangen! Da habe ich angefangen von meinem Buche und den Proben gelehrter Ritterſchaft, deren ich mich rühme, und bin doch alſo gleich auf den Türkenzug gerathen, von welchem ich mir doch vor=genommen zu reden erſt in dem andern Theile meines Briefes; nun, nehmt es ſo hin, wie's geſchrieben iſt, und können die geſammelten geiſtlichen Hauslieder und die chriſtlichen Betrachtungen euch zu eurer Erbauung und Stärkung dienen, ſo ſoll's mir eine große Freude ſein, das von euch zu vernehmen, wenn wir uns fin=den, ſei's bei der Kaiſerlichen Eſtandarte gegen den Türken, ſei es anderswo, im Leben noch, oder auch nach dem Tode, denn ich bin und werde ſein in Zeit und Ewigkeit meines vielgeliebten Brudersſohnes ge=treueſter Oheim und Freund.

Otto Wilhelm, Graf von Königsmarck ſchrieb's mit eigener Hand."

Unter dieſem deutſchen Schreiben befand ſich eine ſchwediſche Nachſchrift von derſelben klaren Frauen=hand, welche die Aufſchrift des Paquets geſchrieben, eine Handſchrift, welche Hans Carl ſogleich als die

seiner Muhme Catharine Charlotte de la Gardie, der nunmehrigen Gemahlin seines Oheims, erkannte. Diese Nachschrift lautete: „Uebelgesinnte und Feinde des Hauses Königsmarck verbreiten eifrig die Nachricht, mein Vetter, der Graf Hans Carl habe seinen Glauben abgeschworen und sei katholisch geworden; sie sagen, das sei von Malta gemeldet und der französische König habe euch erst zum General gemacht, als er euren Uebertritt glaubwüridg erfahren. Wir wissen, daß dem nicht also sein kann, aber das Gerede kränkt uns und schadet euch; sehet fein balde zu, auf daß ihr's zu Nichte machet und unsere Neider den Spott davon haben. Wenn mein lieber Herr in's Feld gehet, gedenke ich die Gräfin Frau Mutter in Stade heimzusuchen. Endlich bitte ich Gott, daß er euch in seinen heiligen und mächtigen Schutz nehmen möge."

Diese Nachschrift las Hans Carl zwei Mal sehr aufmerksam, sie war ihm sehr empfindlich, sein protestantisches Bewußtsein fühlte sich gekränkt durch solch' Gerede von seinem Uebertritt, auch begriff er recht wohl, daß solche Gerüchte den Interessen seines Hauses in dem streng lutherischen Schweden, wo dasselbe als

ein deutsches ohnehin zahlreiche und mächtige Feinde hatte, sehr nachtheilig werden konnten.

„Es ist des alten klugen Reichsdrosten kluge Tochter!“ sagte er, legte den Brief hin und nahm das Buch, die von seinem Oheim veranstaltete Sammlung geistlicher Hauslieder und christlicher Betrachtungen; erst blätterte er nur flüchtig darin, bald aber begann er zu lesen und vertiefte sich so, daß er der vielen Briefe gar nicht mehr gedachte, die er zu beantworten hatte. Anfänglich war es nicht sowohl der Inhalt der Lieder und Betrachtungen an sich, der ihn fesselte, als die Beziehungen desselben zu seinem Oheim und dessen Leben, die er dabei zu erforschen trachtete, und so las er sich immer tiefer hinein in das Buch, dachte nach über einzelne Stellen und bemerkte nicht, daß die Zeit verging, daß es fast dunkel wurde draußen, ja, als der Leibdiener eintrat, befahl er nur Licht zu bringen, um weiter zu lesen. Erst als das Gemach erleuchtet war und der Diener ohne seinen Befehl stehen blieb, blickte er auf und sah, daß derselbe eins seiner Staatskleider auf dem Arme trug; jetzt entsann er sich, daß er sich ankleiden lassen müsse, um nach Saint-Cloud, einem der Schlösser,

die damals Monsieur, dem Bruder Ludwig's XIV., zustanden, zu fahren.

Der König pflegte nämlich alljährlich um diese Zeit ein paar Mal die Nacht in Saint-Cloud, oder in einem andern Schlosse Monsieurs in der Nähe von Paris zuzubringen, um daselbst ohne das große Ceremoniale, welches zu Versailles und sonst in jedem Königlichen Schlosse unerläßlich war, die Offiziere der Truppen zu empfangen, die Erlaubniß erhalten hatten, nach Paris zu kommen, nachdem die Winterquartiere bezogen waren.

Graf Hans Carl, der für diesen Abend nach Saint-Cloud befohlen war, legte sorgsam ein seidenes Band aus dem Körbchen der verewigten Herzogin von Rohan als Zeichen in das Buch seines Oheims, dann erhob er sich, um sich ankleiden zu lassen. Er war in seinen Gedanken von dem, was er gelesen, noch so ganz in Anspruch genommen, daß er nicht einmal unwillig über die Störung wurde. Ganz und gar mit den so oft bedachten Unterscheidungslehren zwischen dem alten und dem neuen Bekenntniß beschäftigt, ließ er sich ankleiden und erst, als er stattlich geschmückt, wie immer, in das anstoßende Gemach trat, wo seiner die Edelleute

und Pagen harrten, welche ihn nach Saint-Cloud begleiten sollten, vermochte er seine Gedanken von den theologischen Gegenständen ab auf die Vorstellung bei dem Könige zu richten.

Als er in der Carosse saß, sorgte der Vidame von Esclignac, sein Obristlieutenant, den wir schon zu Venedig in der Gesellschaft des Grafen Hans Carl gesehen, durch sein Geplauder dafür, daß die Gedanken unseres Helden nicht wieder zu den theologischen Gegenständen zurückkehrten. Plötzlich aber und mit einem Schlage rief der Vidame doch wieder Gedanken der Art hervor, indem er bemerkte, daß die „Frau Marquise" heute in Saint-Cloud anwesend sein werde. Die Frau Marquise war nicht mehr die übermüthige, blendend schöne, geistsprudelnde, gottlose und doch auch abergläubische Athenais von Montespan, sondern die Frau, welche jetzt gemeint war, wenn man bei Hofe und in der Stadt die „Frau Marquise" ohne weitern Zusatz sagte, war die Frau Marquise von Maintenon. Graf Hans Carl haßte diese Dame; soweit seine ritterliche Seele eine Frau hassen konnte, er war ihr schon bei frühern Anwesenheiten in Paris vorgestellt worden. Er haßte diese berühmte Frau, weil sie, eine d'Aubigné,

eine Enkelin des mit Feder und Schwert gleich gewaltigen protestantischen Helden Theodor Agrippa von Aubigné katholisch geworden, er haßte sie noch mehr, weil ihr zunehmender Einfluß auf den König diesen zu immer strengeren Maßregeln gegen die französischen Protestanten trieb; er haßte sie nebenbei, weil sie noch als Madame Scarron ihre Wohlthäterin, die Marquise von Montespan, deren Andenken doch nicht ganz verschwunden war, aus der Seele dessen, der einst mit dieser Löwin gespielt, vom Hofe völlig verdrängt hatte; er haßte sie endlich auch, weil die Hofleute versicherten, die Maintenon gehe damit um, sich mit Hülfe des Königlichen Beichtvaters, des Jesuiten Cottin, zur Gemahlin des allerchristlichsten Königs und zur Königin von Frankreich aufzuschwingen. Graf Hans Carl verehrte in Ludwig XIV. einen großen Monarchen, auch er erlag dem Zauber, mit welchem dieser König seine ganze Zeit in Fesseln der Bewunderung geschlagen, eine Bewunderung, die ebenso übertrieben war, wie die Mißachtung, mit welcher die Staatsweisheit von gestern Abend jetzt den großen König zu behandeln pflegt. Wo viel Licht ist, da ist auch starker Schatten; es ist aber kein Sinn darin, wenn Geschichte und

Nachwelt einseitig nur die Schatten messen wollen, weil die Mitwelt einseitig nur Licht gesehen.

Der Vidame von Esclignac unterhielt den Grafen mit allen möglichen Hof-Anekdoten; er erzählte, daß die Marquise zuerst bei ihrer Vorstellung den Titel einer Marquise von Surgères geführt, daß sie denselben aber abgelegt, weil Madame de Montmorency denselben regelmäßig falsch ausgesprochen und sie Marquise de Suggère genannt habe. Die Hofleute verstanden nämlich bald die Anspielung*), die in diesem verstümmelten Namen lag und wiederholten ihn bei jeder Gelegenheit. Leider war die Marquise mit der Wahl ihres zweiten Namens nicht glücklicher gewesen; denn kaum hatte sie den Titel ihres Marquisats Maintenon angenommen, als die berühmte Hetäre Ninon de l'Enclos, einst die Freundin der Wittwe Scarron, sie „Madame de Maintenant" nannte, was jedenfalls noch schlimmer war, indessen die Königsgeliebte zu keiner weiteren Namensveränderung bewog, vielleicht weil sie hoffen durfte, daß man sie bald „Königin Franziska" oder „Königin von Frankreich" nennen werde.

*) „Le mot plaisant était juste; la veuve Scarron conseillait le roi et lui suggérait la plupart de ses resolutions." (H. Fortoul.)

Der Vidame von Esclignac war mit seinen Anekdoten noch lange nicht zu Ende, als die Carosse durch den Ehrenhof rollte, und zehn Minuten später wurden etwa zwanzig Offiziere aus dem Saale der Garden in das große Gemach des Schlosses eingeführt. Hier stand eine Reihe von Tabourets, halb rechts, halb links von einem großen Lehnstuhl, dessen vergoldete Lehne von einer Lilienkrone überragt wurde. Etwas zur Seite aber, ziemlich in der Mitte des Gemachs, sah man einen kleinen Tisch, der mit einer Purpurdecke behängt war, um diesen Tisch standen drei Lehnstühle, deren Lehnen aber nur eine mittlere Höhe hatten. Die Herren waren kaum eingetreten, als die Flügel der gegenüberliegenden Thür leise geöffnet wurden, ein maitre d'hôtel Monsieurs erschien auf der Schwelle und sagte mit halber Stimme: „Der König!" dann trat er zurück, die beiden Marschälle von Frankreich aber, welche sich unter den Offizieren befanden, der sehr edle und sehr mächtige Herr Franz von Aubusson, Herzog von Lafeuillade, der in der Schlacht bei Saint-Gotthardt kommandirte, und der ebenso edle und mächtige Herr Guy von Durfort und

Duras, Herzog von Lorge, eilten dem Könige entgegen, der eben über die Schwelle trat.

„Willkommen, meine Vettern!“ sprach Ludwig XIV. mit ebenso vieler Freundlichkeit als Würde, denn man war „ohne Ceremonie“, den Titel „cousin du Roi“ aber führten seit Franz I. alle Marschälle von Frankreich.

Rechts und links von den beiden Marschällen begleitet, trat der König jetzt vor die Fronte der aufgestellten Offiziere, er richtete an Jeden derselben, bei dem Ersten anfangend, einige freundliche Worte, und Graf Hans Carl hatte wieder Gelegenheit, die hohe Würde und die persönliche Feinheit und Liebenswürdigkeit des Monarchen zu bewundern, dem er mit Begeisterung seinen Degen gewidmet hatte. Da er selbst Einer der ersten in der Reihe war, so hatte er, nachdem ihm der König in sehr schmeichelhaften Worten seine Zufriedenheit über seine Führung im letzten Feldzuge bezeugt, Gelegenheit, die Marquise von Maintenon zu betrachten, welche von Monsieur, dem Herzoge von Orleans, geführt, nach dem Könige eingetreten und neben dem erwähnten kleinen Tische an dessen freier Seite stehen geblieben war.

Obgleich Graf Hans Carl die Marquise nicht ohne Vorurtheil betrachtete, so mußte er sich doch gestehen, daß die Dame einst sehr schön gewesen sein mußte und daß sie noch immer für ihr Alter, sie sollte über fünfzig Jahre alt sein, sich hohe Reize bewahrt habe. Die Königsgeliebte, oder Königsgemahlin, war ganz schwarz gekleidet, was ihren blendend weißen Teint noch mehr hob. Ihre Arme und Hände waren wunderschön, ihr Wuchs voll und majestätisch, der untere Theil ihres Gesichts war ungemein lieblich, ihre Augen lebhaft und so sprechend, daß unser Held fast glaubte, er verstehe, was sie zu dem Herzoge von Orleans sprach, obwohl er es nicht hörte; nur die Stirn erschien in einem Mißverhältniß, sie trat zurück und erschien unbedeutend. Aber auch hier hatte die Kunst nachgeholfen; denn das ganz weiß gepuderte Haar war so weit als möglich zurückgestrichen und bildete eine Erhöhung, welche die Stirn von fern wenigstens größer erscheinen ließ.

Als der König sagte: „nehmt Platz, liebe Vettern, liebe Herren!" setzte sich auch die Marquise nieder und sitzend erschien sie, wie die meisten Frauen majestätischer als stehend. Der schwarze Spitzenschleier, den

sie auf dem gepuderten Haar trug, spielte malerisch um die glänzenden Schultern; an einem schwarzen Bande, welches lose um den zarten, wohlgeformten Hals geschlungen war, hing ein goldenes Kreuz auf den sittig verhüllten Busen nieder, das war der einzige Schmuck, den die Marquise trug. Die Arme, die in voller Schönheit aus dem engen Oberärmel, der, wie die Robe am Halse, mit einer breiten Spitze besetzt war, hervortraten, lagen ruhig in dem Schooß.

Graf Hans Carl, der ihr ziemlich nahe saß, betrachtete sie lange und aufmerksam, er fing an zu begreifen, daß die eigenthümliche Mischung von Ernst und Strenge einerseits, sowie von Geist und Sinnlichkeit andererseits, die sich in dem Antlitz dieser merkwürdigen Frau aussprach, einen mächtigen Reiz ausüben mußte auf einen König der mit den Jahren immer ernster wurde, der aber dabei geistigen und sinnlichen Genüssen nicht zu entsagen vermochte, obwohl ihm auf beiden Gebieten nichts Neues mehr geboten werden konnte. Es mochte eben nur eine Frau, in welcher diese Eigenschaften grade so gemischt waren, Herrschaft über diesen König gewinnen und sie nur behaupten durch ein ganz ungewöhnliches Maß von Klugheit, Zurückhaltung und

Nachgiebigkeit. Gern hätte unser Held diese Frau noch länger in der Stille beobachtet, es wurde ihm aber unmöglich gemacht, denn der König richtete mehrere Male in rascher Folge das Wort an ihn und verlangte Auskunft über verschiedene Vorgänge des letzten Krieges in Catalonien. Wenn aber Ludwig XIV. sich mit einer Frage an die Marquise wendete, dann hatte er Gelegenheit die Bescheidenheit und Zurückhaltung zu bewundern, mit welcher die Dame ihre Meinung abgab. Für gewöhnlich saß sie schweigend und folgte aufmerksam dem Gange des Gespräches, nur zuweilen sprach sie einige Worte mit diesem armen Herzoge von Orleans, den alle Welt übersehen haben würde, wenn er nicht der Bruder des Königs von Frankreich gewesen wäre, so viele Mühe sich der gute Mann auch gab, durch ein wirklich abenteuerliches Schminken und Färben seines Gesichtes Aufmerksamkeit zu erregen. Zuweilen brachte es der Stammvater des Hauses Orleans wirklich dahin lächerlich auszusehen, aber Niemand würde gewagt haben über ihn zu lachen, denn Ludwig XIV. ahndete jeden Spott über seinen Bruder mit unerbittlicher Strenge.

Anderthalb Stunden etwa mochte die Unterhaltung

des Monarchen mit den Officieren gedauert haben, als das Souper des Königs gemeldet wurde. Sofort sahen sich die Herren mit sehr gnädigen, aber doch sehr kurzen Worten entlassen, denn der König speiste mit Monsieur und der Marquise allein.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Denkwürdige Unterredungen.

„Mir schien, wie ich dahin ging, tief gebückt,
Was todt war, todt, was lebend war, zu leben,
Nicht besser hat's, wer's wirklich sah, erblickt.
Stolzirt nur hin, fahrt fort, das Haupt zu heben,
Senkt nicht den Blick, ihr, Eva's Söhn', er weis't
Euch sonst den schlechten Weg, das eitle Streben.
(Dante.)

Ein Rest der Königlichen und Prinzlichen, oder vielmehr lehnsherrlichen, Gastfreundlichkeit der Feudalzeiten hatte noch sich auf das Königthum Ludwigs XIV. vererbt; alle Lehnsträger, die zu Hofe kamen, wurden einst bei Hofe bewirthet, und noch immer wurde Jeder, der von dem Monarchen in einem der Königlichen oder Prinzlichen Schlösser empfangen worden, nachher zu einer besonderen Tafel gezogen, an welcher ein hoher Hofbeamter im Namen des Königs die Honneurs machte.

Im Versailler Schlosse hätten die Marschälle

und Generäle, welche der König empfangen hatte, erst dem Souper des Monarchen beiwohnen müssen, das heißt stehend und als Zuschauer; denn dort durfte nur Monsieur zuweilen an der Tafel des Königs Platz nehmen; hier in Saint-Cloud, wo der König „en petit comité“ war, was alle Zuschauer vom Souper ausschloß, wurden die Herren sofort zu einer für sie servirten Tafel geführt, an welcher die beiden anwesenden Marschälle von Frankreich den Vorsitz hatten. Die Tischgenossenschaft war von Anfang an sehr heiter, denn Alle waren mit der gnädigen Aufnahme, die sie bei dem Könige gefunden, sehr zufrieden, und der Wein machte die Gespräche rascher munter, als das sonst der Fall zu sein pflegt. Die meisten der Herren ließen sich beim Trinken gehen und machten es sich sonst bequem; denn da sie gleich nach aufgehobener Tafel ihre Carossen bestiegen und nach Paris zurückfuhren, so bedurfte es weiter keiner Zurückhaltung.

Unter diesen fröhlichen Kameraden nun saß Graf Hans Carl von Königsmarck mit ernstem Angesicht, er vermochte nicht mit einzustimmen in die heiteren Scherzreden seiner Tischgenossenschaft, und wenn ihm das Witzwort zugeschleudert wurde, wie es die Franzosen

lieben bei munterem Gespräch, so fing er es nicht auf, um es weiter zu werfen oder zurück zu schleudern, was er sonst so trefflich verstand, sondern ließ es niederfallen, wie ein ungeschickter Spieler den Federball. Die Kriegs-Kameraden sahen sich einander an und winkten sich verstohlen zu, wenn sie auch keine laute Bemerkung über die Zerstreuung machten, in welche der Graf verfallen. Unser Held war aber nicht nur zerstreut; es lag eine Ahnung auf seiner Seele und Wolken standen vor seinem Blick. Graf Hans Carl fühlte sich bedrückt und wußte doch nicht wodurch — unruhig, unmuthig und ungeduldig strebte er zu ergründen, was ihn quäle, er vermochte es nicht; das aber machte ihn unfähig, Theil zu nehmen an dem heiteren Gespräch. Er versuchte es, sich durch Wein zu erheitern, er ließ sich Syracuser reichen, aber er setzte den halb geleerten Kelch langsam wieder hin, denn das süße Feuer schmeckte ihm schaal und bitter zugleich. Er lehnte sich zurück in seinen Stuhl und blieb theilnahmlos träumend und brütend; die Genossen wunderten sich dieser seltenen Laune, aber sie störten ihn nicht und schienen weiter nicht Acht zu haben. Ein Gewirr, ein Gedränge unkenntlicher

Gestalten zog vorüber vor dem innern Auge des Grafen; vergebens suchte er es zu durchdringen, die Gestalten verhüllten ihre Gesichter vor ihm, nur zuweilen tauchte ein weißes Antlitz auf aus der Fluth und zwei Augen sprachen zu ihm eine seltsame Sprache, Lockung und Drohung zugleich. Das war das Antlitz, das waren die Augen der Frau Marquise von Maintenon. Unwillkürlich lächelte der Graf und sprach leise zu sich selbst: „ich hasse sie, ihre Lockung ist mir eben so gleichgültig, wie ihre Drohung!" Aber er erröthete, erröthete vor sich selbst, indem er das sagte, denn er fühlte, daß er sich zu belügen trachtete, die Lockung der Marquise war ihm nicht gleichgültig, das wunderbare Weib hatte Eindruck auf ihn gemacht, er begriff nicht nur die Gewalt, welche diese Frau auf den großen König übte, er fühlte sie auch. Immer deutlicher trat das Bild der Frau des armen Dichters, welche die Gemahlin eines mächtigen Monarchen geworden war, vor seine Seele; er fühlte, daß Franziska d'Aubigné ihm schon viel mehr begehrenswerth als hassenswerth erscheine, und nach kurzem Widerstande gab er sich den verlockenden Bildern hin, die ihn zu umgaukeln begannen.

Der Marschall von Aubusson hob die Tafel auf, die Herren verabschiedeten sich von einander, ließen sich in ihre Mäntel hüllen und schritten hinaus in die Vorhalle, des Vorfahrens der Carossen harrend. Graf Königsmarck erlangte jetzt erst die Herrschaft wieder über seine empörten Sinne, ja, er fand Kraft, seine Zerstreuung bei Dem und Jenem der näher Bekannten zu entschuldigen. Er begleitete den Herzog von Lorge, der ihn sehr liebte, hinaus in die Vorhalle. „Der Wagen und die Leute meines gnädigen Herrn Marschalls!“ meldete der Diener.

Der Herzog drückte zum Abschied dem Grafe die Hand und dieser wollte ben dem „Officier de la porte“ seinen Namen sagen, damit seine Leute auch gerufen würden, da trat Jemand seitwärts hastig an ihn und sprach leise, aber dringend: „Darf ich den Herrn Grafen von Königsmarck um ein Wort bitten?“

Der Graf drehte sich um und sah in ein ihm völlig fremdes Angesicht, ernst verneigte sich der Mann, der in schwarzen Sammet gekleidet war und eine mächtige goldene Kette um den Hals trug, und deutete auf den Hintergrund der Portalhalle. Unser Held folgte seinem Führer einige Schritte; erst als er außer dem

Bereich lauschender Ohren war, blieb er stehen und flüsterte nach einer abermaligen tiefen Verbeugung: „Die Frau Marquise von Maintenon wünscht den Herrn Grafen von Königsmarck sogleich in ihren Gemächern zu empfangen!“

Graf Hans Carl neigte leicht sein Haupt zum Zeichen der Einwilligung; kein Zug des schönen, kühnen Angesichtes verrieth die ungeheure Ueberraschung, mit festem Schritte folgte er dem vertrauten Hausofficianten der Maintenon, aber seine Seele zitterte. Wie ein jäher Rausch kam es über ihn, noch einmal versuchte er sich zu ermannen, leise sagte er zu sich selbst: „Eine funfzigjährige Frau läßt dich rufen und du verlierst fast den Kopf darüber!“ aber selbst diese nüchterne Mahnung half nichts, er schritt die hellerleuchtete Marmortreppe hinauf, ein Blut- und Feuerstrom schien sich von Oben herab ihm entgegen über die Stufen zu ergießen, es war die Bahn von Scharlachtuch, mit welcher die Mitte der Treppe belegt war. Durch mehrere Zimmer schritt er so, äußerlich fest und sicher, innerlich von der gewaltigsten Bewegung geschüttelt.

Der Hausbeamte öffnete eine Thür und hub

eine schwere Portière auf, dann meldete er mit halber Stimme: „Der Herr Graf von Königsmarck!“

Unser Held trat eine Stufe hinauf, die Portière fiel rauschend hinter ihm nieder und geräuschlos schloß sich die Thür, mit einem raschen Blick durchforschte er den Raum, der nur unvollkommen erleuchtet war.

Da saß sie, die wunderbare Frau, das weiße Antlitz mit den sprechenden Augen ihm zugewendet, der eine ihrer prächtigen Arme lag in dem Schooße, mit der andern Hand hielt die Königsfrau keinen Scepter, sondern einen Spinnrocken. Auch bei den Minister-Conseils pflegte die Maintenon zur Seite mit einem Spinnrocken zu sitzen. Wahrscheinlich übte diese Haltung der Hausfrau mit dem Spinnrocken einen besondern Reiz auf die müden Sinne des alternden Königs, er hat die Maintenon in dieser Attitüde malen lassen.

„Tretet näher, Herr Graf“, sprach die Frau von funfzig Jahren mit einem Ton und einem Lächeln, die nicht zu beschreiben sind, „nehmt Platz und laßt euch meine Gesellschaft gefallen!“

Sie deutete auf einen Sessel, der vor ihr stand,

mit einer Handbewegung, die halb einer regierenden Fürstin, halb einer gütigen Hausfrau angehörte.

„Ich erwarte die Befehle der Frau Marquise!" erwiderte der Graf, sich zusammennehmend, indem er sich niederließ.

„Sehr gütig, mein Herr,"nahm die Dame mit einem Blick das Wort, mit einem Blick, der ganz offen sa gte: Jetzt ist's noch halb Höflichkeeit, wenn ihr meine Befehle erwartet, bald aber wird es ganz und gar eure Schuldigkeit sein! dann aber setzte sie lächelnd hinzu: „ich habe euch keine Befehle zu ertheilen, mein Herr Graf, es ist der König, welcher euch hier in aller Stille zu spreen wünscht, sobald sich Monsieur zurückgezogen haben wird, ich bin dem Könige dankbar, daß er mir Gelegenheit gegeben, mich mit euch zu unterhalten!"

Der Blick, mit welchem die Marquise diese Worte begleitete, war gewiß sehr schmeichelhaft für den Grafen und dieser verneigte sich, ehrerbietig dankend, er hatte vollkommen sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden von dem Augenblicke an, da ihm die Dame sagte, daß es der König sei, der ihn hierher berufen.

Er lachte sich selbst aus, er schämte sich, daß er

sich, wenn auch nur für einige kurze Minuten, hatte einbilden können, diese kluge Frau habe ihn zu einem Rendez-vous rufen lassen. Freilich hatte er bei einer andern Königsgeliebten merkwürdige Erfahrungen gemacht, aber er wußte gut genug, daß die Maintenon keine Montespan war. Von dem Augenblicke an aber, wo sein geistiger Rausch verflogen, war Graf Königsmarck auf seiner Hut, mißtrauisch. Die Frau war schön, trotz ihrer funfzig Jahre, das mußte er zugeben, aber es war eine Frau, gegen die er eine Abneigung hegte, trotz des Eindruckes, den sie auf ihn machte.

„Ich habe öfter an euch gedacht, mein Herr," sprach die Dame mit nachdenklichem Gesicht, „seit ich euch im vorigen Jahre zum ersten Male in der Nähe gesehen!"

Der Graf sprach seinen Dank in einigen raschen Worten aus.

„Bitte," unterbrach ihn die Dame lebhaft, „erlaßt euch und mir diese höflichen Worte, mir fiel eine Aehnlichkeit auf, ich wußte, daß ihr Einem ähnlich, der mir lieb und theuer, ich wußte nur nicht wem!"

Graf Königsmarck mußte sich Gewalt anthun, um ein spöttisches Lächeln zu unterdrücken, dieser

gewöhnliche Kunstgriff der Frauen schien ihm der vielgerühmten Klugheit einer Maintenon unwürdig, doch faßte er sich glücklich und begnügte sich, der Dame mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit in's Gesicht zu sehen.

„Immer, wenn euer Name genannt wurde," fuhr die Königsfrau fort, „und ihr trug't Sorge dafür in Spanien, daß ihr hier nicht vergessen wurdet," schaltete sie ganz verbindlich ein, „mußte ich der Aehnlichkeit gedenken, aber erst heute Abend, als ich euch wiedersah, habe ich gefunden, wem ihr so sehr ähnelt!"

Die Maintenon hielt einen Augenblick, legte den Spinnrocken auf ein Tabouret, das neben ihr stand, beugte sich etwas vor, als ob sie ganz genau sehen wollte, welchen Eindruck ihre Rede machen werde, und sprach ganz merkwürdig nachdrücklich: „Ihr seht meinem Großvater ähnlich, Herr!"

Ueberrascht zuckte der Graf zusammen, das hatte er nicht erwartet, eine Erinnerung an den kühnen hugenottischen Vorkämpfer im Munde der eifrig katholischen Maintenon, er sah jetzt, mit wem er es zu thun habe, er stieß auf einen geistig ebenbürtigen Gegner und sofort stand er ihm in geistiger Rüstung gegenüber.

„Ihr kennt meinen Großvater?" fragte die Dame leicht.

„Ich bin nicht in die Dienste des erhabenen Königs von Frankreich getreten", erwiderte Graf Königsmarck sehr lebhaft, „ohne vorher die Geschichte Frankreichs zu studiren, ich verehre den gewaltigen Theodor Agrippa von Aubigné als Schriftsteller und Dichter, wie ich ihn als Helden schätze; es ist in seinen Poesien ein Feuer, das an das Feuer eines Cavallerie-Angriffs erinnert, in dem Tone seiner Verse höre ich den wuchtigen Galopp seiner ansprengenden Panzerreiter. Seine Worte sind so hart, aber auch so scharf, wie sein Degen war —"

Der Graf hielt einen Augenblick inne, mit funkelnden Augen blickte ihn die Marquise an, so hatte er sie noch nicht gesehen, er begriff, daß sie ein hohes Interesse an ihrem Großvater nehmen müsse, trotz des Bekenntnißwechsels, und mit erhobener Stimme fuhr er fort: „Theodor Aprippa von Aubigné ist ein Heldenbild ohne Gleichen, „es kann die Hand, der Geist kann nimmer ruhen" war sein Motto, und nie fand ein Mann eins, das besser für ihn gepaßt hätte; er ist der französische Juvenal, und wie gewaltig er

mit dem Schwert in die tiefen Rotten der Liguisten eingestürmt sein mag, noch gewaltiger stürmte er mit seinen Versen in die Legionen Roms —" der Graf fühlte hier, daß er sich zu weit fortreißen lasse, er wollte nicht den Protestanten in Aubigné schärfer hervorheben, als durchaus nothwendig war, er fuhr also einlenkend fort: „und mit welcher Meisterschaft entwirft er ein Bild der Zustände des damaligen Frankreich:

Uns're Grenzvesten sind jetzt fremde Vesten'
Uns're Städt' im Lande liegen tief in Schande;
Wehe über's Vaterhaus, Wach' und Kerker wurde d'raus,
Das treue Weib, das keusche Kind schändet freches Hausgesind,
Die Hand, die gestern bat um Brot, giebt dir heute jähen Tod.
Der Bauer fällt an seinem Pflug unter Mörders Hand und Fluch,
Der aus Hunger in der Wuth, nicht aus Raubgier, solches thut!"

Der Graf hatte diese Verse Auligné's mit größerem Feuer als er beabsichtigt, citirt, er war fortgerissen und sah nun klar, daß es eine rechte Enkelin jenes Mannes war, die da vor ihm saß. Es war in dem Gesichte dieselbe unbezwingliche Energie, derselbe Feuereifer, dieselbe Unermüdlichkeit, aber es war noch mehr darin — schmeichelnde List und unübertroffene Feinheit.

„Diese Frau ist so sehr eine Frau ersten Ranges,

daß man sie hassen kann, daß sie aber kein Mensch verachten darf!" sagte Graf Königsmarck zu sich selbst.

„Es freut mich, Einen zu finden, der meinen Großvater so liebt!" sprach die Marquise im Tone der Ueberzeugung mit einem Anfluge von stolzer Rührung.

„Ich liebe den großen König Heinrich viel zu sehr, um nicht auch seinen berühmten Freund zu lieben!" erklärte der Graf vorsichtig.

„Loyal und fein zugleich!" meinte die Marquise mit einem schwer zu bezeichnenden Lächeln, „aber ich fürchte, mein armer Großvater ist dem Könige kein besonders bequemer Freund gewesen, Heinrich der Große hat oft Widerspruch und Widerstand bei ihm gefunden.

„Dann wußte d'Aubigné mit Königen umzugehen," versetzte der Graf mit kühner Anspielung auf die eigenen Verhältnisse der Dame, „man gewinnt die Liebe und Freundschaft der Könige nicht durch Nachgiebigkeit, denn sie können sich nicht auf etwas stützen, was nicht auch Widerstand zu leisten vermag."

Die Maintenon erröthete nicht, sie schlug die Augen nicht nieder, wie wohl eine andere Frau gethan,

sondern sie neigte unmerklich ihr Haupt, zum Zeichen, daß sie die Anspielung verstanden habe und sie als einen feinen Lobspruch betrachte.

Es entstand eine kleine Pause, Graf Königsmarck fühlte, daß die große Dame im nächsten Moment zu einem neuen geistigen Angriffe übergehen werde, ihm war nicht wohl dabei zu Muthe, denn er kannte die Vortheile des Angriffs auch in geistigen Kämpfen vollkommen und gern würde er der Marquise zuvorgekommen sein, wenn er nur eine Ahnung von dem gehabt hätte, was der König selbst, was die Marquise mit ihm vorhatte; denn daß er nicht um einer Kleinigkeit willen in diese Intimität geführt, das war ihm von dem Augenblicke an klar genug, da er sich von dem unsinnigen Sinnenrausch ernüchtert, mit welchem er hierher gekommen. Vielleicht hätte es die Marquise gern gesehen, wenn er ihr zuvorgekommen wäre, sie ließ ihm ziemlich lange Zeit dazu, da er aber schwieg, so nahm sie mit einem leichten Seufzer das Gespräch wieder auf und sagte langsam: „Es ist aber doch merkwürdig, wie ähnlich ihr meinem Großvater seht, obwohl ich nicht glaube, daß derselbe jemals so schön gewesen, wie ihr, Herr Graf! Mein Lob eurer

Schönheit," setzte sie dann trocken hinzu, „wird euch nicht eitel machen, ich darf's aussprechen, denn ich bin eine alte Frau und ihr werdet es aus schönerem Munde oft vernommen haben."

„Aus jüngerem Munde vielleicht Madame," versetzte der Graf sich tief verneigend und fuhr dann rasch fort: „ich bitte um Verzeihung, wenn ich offen bekenne, daß ich glaube, Madame sieht ihrem berühmten Großvater selbst sehr ähnlich!"

„Ach, dann würden wir Beide, nach dem bekannten philosophischen Satze, einander ähnlich sein, Herr Graf," erwiderte die Dame mit bezaubernđem Lächeln, „aber das ist ein Irrthum, ich sehe meinem Großvater nicht ähnlich, aber ich bin ihm ähnlich, und weil ihr eine äußere Aehnlichkeit mit ihm habt, so glaubte ich, daß auch ihr ihm in einigen Stücken ähnlich sein würdet. Seid ihr mit den Personen und Verhältnissen am Kaiserhofe zu Wien und mit den deutschen Verhältnissen überhaupt bekannt, Herr Graf?"

Die Marquise hatte die letzte Frage so rasch an ihre Erklärung angeschlossen, daß es unserm Helden gar nicht möglich gewesen war, jene zu beantworten, offenbar wollte die Maintenon nicht weiter nach dieser

Seite gehen, die letzte Frage aber schoß wie ein Blitz durch des Grafen Seele, jetzt glaubte er Licht zu haben, er meinte der König wolle ihn zu einer diplomatischen Sendung nach Deutschland benutzen, da das aber gar nicht in seine Pläne paßte, so erwiderte er ziemlich kühl: „Ich habe mich soviel mit dem französischen Hofe beschäftigt, Frau Marquise, daß ich den Wiener darüber sehr vernachlässigte, was ich bis jetzt auch noch nicht bereute; was aber die deutschen Verhältnisse betrifft, so habe ich von denselben nicht mehr Kunde als jeder andere deutsche Edelmann, vielleicht noch weniger, da ich so lange im Ausland gewesen.“

„Ihr nennt euch einen deutschen Edelmann?“ fragte die Marquise spitz.

„Mein Großvater, der Feldmarschall,“ sprach der Graf ernst, „war ein märkischer Junker, ein Lehnsträger des Churfürsten von Brandenburg, die Güter meines Hauses liegen mit Ausnahme der schwedischen Grafschaften Westerwyk und Stegholm in lauter deutschen Reichslanden, ja, selbst Curland gehört ja eigentlich dazu!“

„Nun, als was betrachtet ihr euch denn eigentlich

hier," versetzte die Marquise scherzend, „der ihr euch einen schwedischen Grafen und einen deutschen Edelmann nennet?"

„Hier betrachte ich mich als einen französischen maréchal de camp von der Ernennung Ludwigs des Großen!" lautete die Antwort.

„Bravo!" schloß die Marquise und erhob sich, denn in diesem Augenblick öffnete sich die innere Thür und der König trat in das Gemach.

„Ich danke euch, liebe Marquise," sagte der König, indem er zu dem Kamine ging, in welchem ein helles Feuer loderte, „ich danke euch, daß ihr diesen schönen jungen Herrn so lange unterhalten habt; tretet näher, Graf Königsmarck."

Ludwig XIV. lehnte mit der linken Schulter leicht an dem Marmorsims des Kamins, sein Haupt war ein wenig geneigt und der obere Theil seines Gesichts von der breiten Krempe des Hutes beschattet, der untere Theil dagegen glänzte roth angehaucht von dem Licht der sinkenden Flamme im Kamine. Die rechte Hand des Königs spielte mit einem langen Rohr. Der Graf stand hoch aufgerichtet etwa zwei Schritte von dem Könige auf der andern Seite des

Kamins. Zwischen Beiden, aber ziemlich weit in die Mitte des Zimmers hinein, saß die Marquise von Maintenon mit dem Spinnrocken beschäftigt an dem kleinen Tische, an welchem auch Graf Königsmarck vor dem Eintritt des Monarchen gesessen.

„Wie alt seid ihr, Graf?“ fragte Ludwig XIV.

„Sire, ich bin fast fünfundzwanzig Jahre!“ entgegnete der Gefragte.

Der große König warf einen beinahe traurigen Blick auf den jungen Mann, vielleicht beneidete er die blühende Jugend, denn er fühlte schmerzlich, daß er alt wurde, doch gleich darauf sagte er: „Ihr seid fünfundzwanzig Jahre alt, reich und von vornehmem Geschlecht, französischer maréchal de camp und dem Könige auf's Vortheilhafteste bekannt, ihr habt Ehrgeiz, junger Mann und ihr könnt es weit bringen!“

„Mit Gottes und des Königs Hülfe, Sire!“ sagte der Graf sich tief neigend.

„Ihr habt ein wahres Wort gesprochen, Graf,“ fuhr Ludwig XIV. sich stolz aufrichtend fort, „sichert euch die Hülfe Gottes und des Königs, versteht mich wohl, sichert euch diese Hülfe, so werde ich mit Freuden den Lilienstab eines Marschalls von Frank-

reich in eure junge Hand legen und gern auch einmal einen jungen Mann an der table marbre unter den weißen Köpfen der französischen Ritterschaft Platz nehmen sehen.

„Sire, ein hohes Ziel, ein köstlicher Preis!" stammelte Graf Königsmarck verwirrt; die Art wie der König sprach, der Marschallstab von Frankreich, es flimmerte ihm vor den Augen, Purpurröthe färbte sein Antlitz.

„Mit Gottes und des Königs Hülfe habt ihr gesagt," fuhr Ludwig mit hinreißender Huld fort, „nun, lieber Graf, des Königs Hülfe wird euch nicht fehlen, denn ihr habt außer euren tapfern Thaten bei dem Könige von Frankreich zwei mächtige Fürsprecher; da ist ein sicherer Ludwig von Bourbon, der dem Grafen Königsmarck sehr zugethan ist, auf dessen Fürwort giebt der König zuweilen etwas, und da ist ferner eine schöne Dame eure Fürsprecherin, welcher der König nicht gern eine abschlägliche Antwort giebt, ihr seht, auf die Hülfe des Königs könnt ihr mit ziemlicher Sicherheit rechnen; wie aber steht es mit der Hülfe Gottes?"

Der Graf zuckte zusammen, denn der König, der

is dahin freundlich und fast scherzend gesprochen, that diese Frage laut und ernst, doch setzte er gleich darauf leichter hinzu: „ihr haltet euch nicht zur Kirche, Graf, wie ich gehört habe?"

Jetzt begriff Graf Hans Carl mit einem Male, was man mit ihm vor hatte, was der König von ihm wollte, jetzt wußte er mit einem Male, warum er seines Oheims Brief und Buch grade heute hatte öffnen müssen; wie vorhin plötzlich der Sinnenrausch bei der Anrede der Marquise verschwunden war, so verschwand jetzt der Ehrgeiz-Taumel, in den ihn die Worte des Königs versetzt; hatte er aber vorher bei der Ernüchterung nur einen Anflug von Scham verspürt, so empfand er jetzt einen tiefen brennenden Schmerz; er wußte, daß er allen seinen glänzenden Hoffnungen werde entsagen müssen, aber der edle Enkelsohn des protestantischen Glaubensmarschalls zögerte darum nicht einen Augenblick länger mit seiner Antwort, sondern erwiderte kühn: „Verzeiht, Sire, darin hat man den König falsch berichtet, ich halte mich ernstlich zur Kirche und ihren Sacramenten, doch ist der Irrthum begreiflich, denn ich halte mich nicht zur katholischen, sondern zur protestantischen Kirche!"

Der König schaute drohend und mit gerunzelter Stirne auf den jungen Mann, seine Augen schossen Blitze, aber das Ungewitter ging rasch vorüber, denn es war in der ganzen Haltung und dem ganzen Wesen des Grafen keine Spur von Ueberhebung, von Anmaßung, ja, es gab sich ein gewisser Schmerz darin kund, den auch der König ganz richtig herausfühlte.

„Junger Mann," begann Ludwig XIV. mit ernster Würde wieder, „vergesset nicht, daß ihr mit dem Könige von Frankreich sprecht, der nur die eine Kirche kennt, die ihn ihren ältesten Sohn nennt. Die Kirche verurtheilt eure Glaubensmeinung als Ketzerei, und wenn ihr die hohen Ziele in der That erreichen wollt, nach denen euch eure reichen Gaben zu streben erlauben, so, ihr werdet das selbst zugeben, müßt ihr euch zuvor mit der heiligen Kirche versöhnen, bevor ihr die Hülfe des allerchristlichsten Königs für euch in Anspruch nehmen könnt. Was sagt ihr dazu?"

„Sire," entgegnete Graf Hans Carl gefaßt, „ich glaubte nicht, daß der König von Frankreich denen so ganz seine Hülfe versagen würde, die dem Bekenntniß des großen Königs Heinrich angehören."

„Ganz recht, Herr," versetzte der König lebhaft, aber seinen Unwillen beherrschend, „beruft euch nur auf meinen Großvater, ihr habt recht, der große König Heinrich war Hugenott, aber ihr vergeßt dabei, daß er seine Irrthümer abgeschworen hat und in den Schooß der heiligen Kirche zurückkehrte, als er seinen Irrthum erkannte; nun gehet hin, thut ein Gleiches, folgt auch darin dem Beispiel des großen Fürsten, auf den ihr euch berufen habt!"

Mit klaren Augen und festen Blicken hing Graf Königsmarck an dem Antlitz des großen Königs, denn seltsam, in dieser ängstlichen Minute befiel den jungen Mann eine fast wissenschaftliche Neugier zu wissen, zu erfahren, ob Ludwig XIV. wirklich an eine katholische Ueberzeugung bei seines Großvaters Conversion glaube, ob er nie etwas von dem furchtbar leichtsinnigen Wort Heinrich's: „Frankreich ist doch eine Messe werth!" erfahren. Graf Königsmarck ahnete und fühlte nicht allein, er wußte bestimmt, daß Ludwig XIV. nicht heuchelte in diesem Augenblick; wäre der König ein Maulkatholik wie sein Großvater gewesen, dann hätte er vielleicht noch eine Möglichkeit gehabt, sich mit ihm zu stellen, und vielleicht hätten Concessionen von Lud-

wig's Seite den Grafen auch zu Concessionen seinerseits verführt, wer weiß? Der Graf war jung und ehrgeizig, der König hatte ihm den Marschallsstab gezeigt, aber Hans Carl von Königsmarck hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß er einem aufrichtigen Katholiken gegenüberstehe, damit aber war seine glänzende Zukunft in Frankreich vernichtet, der Marschallsstab war für ihn verloren.

„Ich will euch Zeit zur Ueberlegung lassen!" sagte der König nach einer Pause, sehr mild und gütig.

„Sire," erwiderte der junge Mann entschlossen, „ich bin dankbar für die Güte, die Eure Majestät mir zeigen, der große König Heinrich ist mein ritterliches Ideal, aber weiter vermag ich seinem Beispiel nicht zu folgen."

„Junger Mann, besinnt euch!" rief Ludwig drohend, „wollt ihr mit meinem geistlichen Rathe reden?" fragte er wieder milder.

„Sire, mein Glaube, meine religiöse Ueberzeugung," versetzte der Graf fest, „ist mir eine Gewissenssache, die Unterschiede zwischen dem katholischen Bekenntniß und dem meinigen sind für mich nicht wissenschaftliche Merkmale, über die man disputiren könnte, ich

weiß, daß ich mich verderbe, wenn ich sie aufgebe!"

Vielleicht hatte Ludwig eine heftige Antwort auf diese etwas unklare, aber doch durchaus nicht mißzuverstehende Erklärung gegeben, wenn nicht plötzlich die Marquise von Maintenon zwischen ihm und dem Grafen gestanden hätte. Die merkwürdige Frau war schon vor einer Weile aufgestanden und unmerklich näher getreten, jetzt neigte sie sich leicht gegen den König und sagte: „Sire, gestattet mir ein Wort mit dem Grafen zu reden!"

Ludwig XIV. nickte und lehnte sich wieder an den Kamin, die Maintenon aber wandte sich zu unserm Helden und sprach sanft: „Vorher, Herr Graf, habe ich euch gesagt, warum ich einen nähern Antheil an euch nehme, wollt ihr mir darum erlauben, euch eine Frage vorzulegen?"

Stumm verneigte sich Graf Hans Carl, es kam eine tiefe Wehmuth über ihn, daß die Enkelin des eifrigen Protestanten Theodor Agrippa von Aubigné als ein Werkzeug der katholischen Kirche vor ihm stand.

„Wollt ihr mir einen der Unterschiede zwischen der Kirche und eurem Bekenntniß bezeichnen, Herr

Graf," fragte die Dame, „die ihr nicht aufgeben könnt, ohne euch in eurem Gewissen verletzt zu fühlen?"

„Da mich die Enkelin des großen Theodor Agrippa von Aubigné so fragt," erwiderte der junge Mann ernst, „so nenne ich als einen solchen Unterschied, den Kelch im Abendmahl."

„Diese Antwort hatte ich erwartet," sagte die Marquise ruhig, dann aber fuhr sie lauernd fort: „und wenn nun die heilige Kirche euch, für eure Person und für eure Familie den Kelch im Abendmahl gestatten wollte, was würdet ihr dann thun, Herr Graf?"

„Ja, was würdet ihr dann thun?" wiederholte der König, sich hastig aufrichtend, die Frage und unsern Helden beinahe zärtlich anblickend.

„Sire," versetzte der Graf fest und ohne sich zu besinnen, „ich würde Alles ausschlagen, was nur mir allein und nicht allen meinen Glaubensgenossen bewilligt würde."

Es zuckte ein Strahl der Freude über das Gesicht des Königs, er wendete das Antlitz der Marquise mit einem Blick zu, der nicht mißverständlich war, der Blick sagte: du siehst, daß du dich in diesem jungen Manne verrechnet hast! Die Marquise verstand auch diesen

Blick vollkommen; denn sie neigte leicht ihr Haupt gegen den König, trat dann zurück und nahm geräuschlos fast ihren Platz an dem Tischchen wieder ein; es lag in ihrer ganzen Haltung das Bekenntniß, daß sie jeden weiteren Schritt für überflüssig erachte.

„Herr Graf von Königsmarck," fragte der König noch ein Mal, „giebt es nichts, was euch bewegen könnte, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren?"

„Sire," erwiderte der Graf ernst, „welches Vertrauen könnten Eure Majestät wohl noch in meine Treue gegen den König setzen, wenn es ein Mittel gäbe, mich meinem Glauben abtrünnig zu machen?"

Der König schwieg einen Augenblick sinnend, sichtlich hatte das ganze Auftreten des Grafen Eindruck auf ihn gemacht, sein eigenes stolzes Wesen fand Gefallen an dem des Grafen, aber, er war der älteste Sohn der römischen Kirche, hoch und gebietend richtete er sich auf, schneidend sprach er: „ihr seid entlassen, Graf!" Die Handbewegung aber, mit welcher er den Scheidenden grüßte, war wieder so gnädig und huldreich, daß der Graf wohl merken konnte, wie er wenigstens die Achtung des großen

Königs mit hinwegnehme, wenn er auch dessen Wohlwollen verloren.

Als Graf Hans Carl an der Thür seine letzte Verbeugung machte, erhob sich auch die Maintenon und grüßte ihn zum Abschied. — Die Portière fiel nieder hinter ihm, den großen König Frankreichs hat er niemals wieder gesehen.

Träumend stieg er die Treppe hinunter.

„Der Wagen und die Leute des Herrn Grafen Königsmarck!" rief der officier de la porte.

Dahin fuhr unser Held, hinter ihm lag verschmäht der Marschallsstab von Frankreich, vor ihm eine dunkle Zukunft, in sich aber trug er das erhebende Bewußtsein, einer großen Versuchung obgesiegt zu haben und demüthig dankbar faltete er die Hände. —

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Der Ritter Benvolio.

„. . . . Ein Feuer brennt das and're nieder,
Ein Schmerz kann eines Andern Qualen mindern!
Dreh' dich in Schwindel, hilf durch Dreh'n dir wieder!
Fühl' andres Leid, das wird dein Leiden lindern!
(Benvolio in „Romeo und Julia.")

Trotzig ragen die Felsen, die ungeheuren, am Eingang des Golfs von Lepanto, von ihren stolzen Häuptern drohen die wohlbewehrten Schlösser, von deren stolzen Zinnen die Fahne der durchlauchtigen Republik Venedig niederweht. Prächtig wallen die Falten der schweren Seide in dem stoßweise vom Lande abwehenden Abendwinde.

Mühselig kreuzte ein kleines Schiff gegen die Bucht von Korinth auf.

Kahl waren die Häupter der Felsen, liebliche grüne Thäler aber öffneten sich zu ihren Füßen und

bis zum Gürtel hinauf stieg eine üppige Vegetation, in welcher das staubgraue Blatt der Olive den metallischen Glanz des dunkeln Blattes der Orange und das etwas stumpfere Grün der Myrte noch schärfer heraushob. Wie ferner Menschenstimmen verhallender Klang rauschte der Abendwind durch die Büsche, taktmäßig beinahe klatschte der kurze Wellenschlag des Meeres an die Klippen der Bucht, zu einer mächtigen Musik gestaltete sich das Geräusch von Wind und Wellen, zu einer bekannt anklingenden und doch nicht bekannten Melodie.

Hoch über die Fluth, hoch über die Felsen hub sich mit heiserem Schrei ein einsamer Raubvogel, kaum sichtbar, nur wie ein Punkt noch schwebte er still über dem Schiff, das gegen die Bucht von Korinth aufkreuzte.

Ein scharfes Auge folgte dem Fluge des Habichts, folgte den Bewegungen des Fahrzeuges, das, so oft es auch vom Landwinde abgetrieben wurde, doch unverdrossen und unermüdet immer wieder heraufkam.

Da kräuselte sich plötzlich ein leichtes weißes Rauchwölkchen vor einem der äußersten Castellbastions, und gleich darauf hallte der Donner eines Schusses

über die Wasserfläche und weckte den Widerhall der nahen Berge.

Einige Tausend Schritte aufwärts am Uferrande der Bucht, von dem Castell durch einen tiefen Einschnitt, in welchem ein Bach abfloß, getrennt, befand sich mitten in den Klippen, ziemlich hoch in den Bergen, eine von allem Busch- und Baumwerk entblößte Vertiefung, auf der nur zwischen den Ritzen verwitterter Felsen einiger Graswuchs bemerklich war. Verschiedene Felsenblöcke, wunderbar gestaltet, lagen auf diesem Kessel verstreut; sie sahen aus wie große Sarkophage, man konnte sich kaum etwas Wilderes und Oederes denken als diesen Platz. In einem Winkel dieser Vertiefung aber stand ein alter, prächtiger, breitgeästeter Platanenbaum, der mit seinem dichten Blätterdach ein Marmorbassin schützte vor dem Sonnenbrand, ein Marmorbassin, in welches kühle, klare Fluth aus vierzehn wundervollen Löwenrachen unaufhörlich niederrieselte. Um das Marmorbassin lief nämlich im Halbzirkel eine Art von Marmorbank, in deren nach dem Bassin zugewendeter Rücklehne sich die Löwenköpfe befanden, aus deren Rachen das Wasser niederrann und sich in dem Bassin sammelte, ohne dasselbe doch jemals zu füllen. Der

ganze Platz hatte mitten in der wilden Umgebung etwas Zauberhaftes, die Marmorarbeit war sichtlich aus der besten Zeit griechischer Kunst, das klare Wasser und der kühle Schatten der Platane auf der baumlosen Bergebene dünkte die Bewohner der Gegend. so herrlich, daß sie die Quelle eine heilige nannten. Sie suchten an dieser stillen, heimlichen Stätte gern Erquickung und Schutz vor dem glühenden Sonnenbrande, bei Haufen sammelten sich hier zuweilen die Ziegenhirten mit ihren Heerden, Keiner von ihnen aber, auch der Muthigste nicht, würde es nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang gewagt haben, die heilige Quelle unter der Platane zu besuchen.

Es liefen seltsame Geschichten um über diesen Platz unter den Hirten und dem Landvolk der Gegend Die Quelle hatte offenbar in vorchristlicher Zeit zu dem Tempeldienst einer hellenischen Gottheit gehört und die antike Götterwelt ist nicht ganz todt im Glauben des Volkes im Peloponnes, sie hat sich nur in Schatten und Dunkel zurückgezogen vor der Helle, die von Golgatha geflossen; von ihren Altären in Tempeln und Hainen verschwanden die Marmorgestalten der Götter und Göttinnen, sie flüchteten in

undurchdringliche Dunkel unzugänglicher Schluchten, wenn aber die Nacht kommt und die Erde deckt, dann kommen sie herauf die Gespenster des Ares und der Aphrodite, der schönarmigen Here und des ferntreffenden Apollon, des wolkensammelnden Zeus und der reizenden Hebe; sie nehmen auf die kurze Stunde der Nacht wieder Besitz von Hellas, sie sitzen zürnend und klagend auf den Trümmern ihrer Tempel und Altäre, wehe aber dem sterblichen Menschen, der dann in ihren Bann geräth, denn sie haben Macht über ihn, er muß ihnen folgen und ihnen dienen Nacht für Nacht, bis ihn der Tod erlöst; denn nur über Lebende, nicht über Verstorbene, üben die alten Göttergespenster der untergegangenen olympischen Welt ihre Gewalt.

Die alten Götter Griechenland's sind Gespenster geworden für das Griechenvolk, und der Venediger Degen kämpft mit dem türkischen Sichelschwert um den klassischen Boden, darin eine ganze Culturwelt begraben liegt.

Sechs Personen lagerten an jenem Abend bei der heiligen Quelle; drei davon liegen an der Erde haben einen Mantel zwischen sich ausgebreitet und

sind eifrig beim Würfelspiel, ihre Ausrufe und abgebrochenen Reden lassen uns deutsche Landsleute erkennen; ganz von dem Würfelspiel in Anspruch genommen, kümmern sie sich wenig um das, was um sie her geschieht. Wir bemerken nur, daß sie ganz ausgezeichnet bewaffnet sind, und zwar nicht nur mit Schwertern und Pistolen, sondern auch mit langen Flinten, die neben ihnen an einem Stein block lehnen. Einige Schritte von ihnen sitzt ein Vierter am Boden, die halborientalische Kleidung deutet auf einen Eingeborenen des Landes, er ist ein schöner Mann, neben ihm liegt seine lange Flinte, im Gürtel trägt er einen türkischen Handschar. Nur zuweilen, wenn einer der Würfelnden einen lautern Ausruf, einen längern Fluch vernehmen läßt, wendet der Abkömmling der alten Spartaner seinen stolzen Blick auf einen kurzen Moment den deutschen Soldaten zu, sonst ruht derselbe unverwandt auf den beiden Personen, welche auf dem Marmorrande der heiligen Quelle sitzen und sich in englischer Sprache unterhalten.

Diese Beiden sind in ritterlicher Kriegstracht, sie tragen breitkrämpige Hüte und blanke Brustharnische hohe Reiterstiefeln und weite, weißgraue Mäntel oder

Röcke, wie sie dem Krieger in jenen Landstrichen noch heute unentbehrlich sind. Beide sind mit Schwert und Pistolen bewaffnet.

„Ich möchte die Tiefe dieses Bassins messen, mein theurer Graf", sprach der Eine zum Andern, „ihr sagt, das Bassin habe einen unterirdischen Abfluß, ihr müßt wohl recht haben, indessen möchte ich doch mit Senkblei messen!"

„Benvolio kann sich diese Mühe sparen", versetzte der Angeredete, in welchem wir ohne Mühe den Grafen Hans Carl von Königsmarck, den wir im Schlosse von Saint Cloud verlassen haben, wiedererkennen; — „der gelehrte Magister von Leipzig, der meinen Oheim hierher begleitet, hat neulich die Tiefe gemessen, sie ist gar nicht so groß. Benvolio kann sich genau unterrichten, denn der gelehrte Herr hat schon eine ganze Abhandlung über diese Quelle geschrieben, deren Gelehrsamkeit sicherlich viel tiefer ist, als die Quelle selbst."

„Montague's Neffe und Romeo's Freund," entgegnete der Erste lächelnd, „wird nicht zum zweiten Male so leichtsinnig sein, durch eine kleine, unschuldige Frage der ungeheueren Gelehrsamkeit von Leipzig die

Schleusen zu öffnen; ah! habt ihr's vergessen, Graf, daß ich neulich in einem Meer von griechischen und lateinischen Citaten in Vers und Prosa beinahe ertränkt worden bin?"

„Nun, ich denke," meinte der Graf scherzend, „ihr habt es ihm gut heimgegeben, für jedes Citat aus Homer oder Hesiod gabt ihr ihm zwei aus eurem süßen William, und das war hart; denn ihr wißt doch immer noch viel mehr vom Homer, als der gelehrte Herr von eurem Shakespeare, aber im Ernst, meine theure Carolina —"

„Still, still!" unterbrach der geharnischte Reiter den Sprechenden hastig, „könnt ihr denn gar nicht von der alten schlechten Gewohnheit lassen, mich für ein Mädchen zu halten? Ich bin, ihr wißt es ja, der Ritter Benvolio, Montague's Neffe und Romeo's Freund, ich bin ein edler Veroneser und will es nicht leiden, daß ihr mir einen Mädchennamen gebt, nur weil ihr mal Eine gekannt habt, die mir von Weitem ähnlich sah. Versprecht mir's, guter Graf, nennt mich mit meinem Namen Benvolio."

Lady Carolina hielt dem Grafen die Hand hin, dieser nahm sie, drückte sie fest in der seinigen und

sprach ernst: „Für die Anderen mag's sein, meine Lady, und auch unter uns zum Spiel, im Ernst aber werdet ihr nicht verlangen, daß ich einen falschen Benvolio, die Copey einer Nebenperson aus einer Comödie, für meine ächte, edle, geliebte Caroline eintauschen soll. Nein, sprecht nicht, ich habe dieses Spiel satt, es macht mich ungeduldig, ich habe euch das schon oft gesagt und ich verwünsche den Augenblick, in welchem ich mich bereit finden ließ, auf eure Launen einzugehen. Wochen und Monate sind ins Land gegangen, seit ihr zu Paris wieder zu mir gekommen, aber noch habe ich nicht wieder das alte holde Wort der Liebe vernommen, sondern immer nur denselben Maskenscherz von Benvolio auf euren Lippen gefunden, die mir einst süßere Kost geboten."

„Aergert euch doch daran nicht, mein theurer Lord," warf die seltene Dame gutmüthig tröstend ein, „ihr habt ja oft genug drüber gelacht."

„Leider habe ich darüber gelacht," fuhr Graf Hans Carl wärmer werdend fort, „ich bin eingegangen auf den langweiligen Scherz, möchte nur wissen, warum ihr grade eine Nebenperson aus der Comödie genommen, ihr, die ihr in dem Drama meines Lebens

wenigstens eine Hauptrolle spielt! Carolina, liebt ihr mich nicht mehr?“

Mit seltsamen Blicken sah die Dame den Grafen an; der Ton, mit welchem Königsmarck gefragt, drang ihr tief in's Herz, es arbeitete etwas in ihren Zügen, ihre großen Augen wurden feucht, es zeigte sich ein Anflug von Rührung in ihrem Antlitz, aber nach kurzem Kampfe war sie Herr ihrer Bewegung und sprach, ihre Hand aus der des Grafen ziehend, mit erzwungener Heiterkeit: „Laßt sie doch ruhen jene Lady Carolina, sie ist längst todt, aber vergeßt nicht, daß der Ritter Benvolio nicht nur Romeo's, sondern auch euer Freund ist!“

„Ganz dieselbe Rede, wie damals in Paris!“ sagte der Graf verdrießlich, „ich dachte, ich würde euch nach meiner Rückkehr aus Deutschland zu Venedig verständiger finden, es war in Venedig wie zu Paris, und hier ist's wie zu Venedig; aber ich muß schon nachgeben, denn ihr habt euch in eure Benvolio-Rolle so vernarrt und erzählt mir so oft, daß ihr der Ritter Benvolio von Verona, daß ihr's zuletzt selbst glaubt; mir bleibt dabei freilich weiter nichts übrig, als meine geliebte Lady Carolina aus dem

grünen Schloß im grünen England als eine Verstorbene zu betrauern!"

„Thut das, Herr! thut das Herr!" drängte die Dame eifrig, „und gestattet, daß euer Freund Benvolio mit euch traure, denn auch ihm war jene Dame nicht gleichgültig; ihr habt mir gestattet, an eurer Seite gegen die Türken zu streiten und ihr habt meinen Muth anerkannt. Beim Sturm auf Modon hat mich euer edler Oheim, unser Generalissimus, ausgezeichnet; ihr braucht euch der Freundschaft des Ritters Benvolio nicht zu schämen!"

Bedenklich blickte der Graf in das Gesicht des Gefährten, dann sagte er langsam: „Wenn das nicht Narrheit ist, so —"

„So ist's doch nicht weit davon!" unterbrach der wunderliche Ritter Benvolio lachend, „so wolltet ihr doch sagen, lieber Graf?"

In diesem Augenblick krachte jener Schuß vom Castell, dessen wir schon oben gedacht haben. Graf Königsmarck fuhr auf von seinem Sitz und schwang sich auf einen Felsblock, von dem aus er durch eine tiefe Schlucht nach der See hinab blicken konnte. Hier stand ein Wachtposten, dieser deutete auf das

Fahrzeug, das so mühsam aufkreuzte. Der Graf schüttelte den Kopf; diesem Fahrzeug konnte der Schuß vom Castell nicht gegolten haben.

Indessen beugte sich der Ritter Benvolio über die heilige Quelle und verbarg die Thränen, die verrätherisch auf seinen Wangen blitzten, indem er die linke Hand in die klare Fluth tauchte und sich das Antlitz netzte; leise, ganz leise flüsterte er dabei in sich hinein: „Welch' ein Mann! welch' ein Mann! er hat keine Ahnung davon, daß ich ihn nur noch lieben kann, wenn ich Benvolio bin, sein Freund! er weiß nicht, daß Lady Carolina ihn tödtlich hassen müßte, daß sie ihn hassen würde, wenn sie nicht schon längst gestorben und begraben wäre. Aber es ist doch schön und großmüthig von ihm, daß er immer noch so zärtlich an die arme verstorbene Carolina denkt, daß er sich ihrer, die ihn so heiß geliebt hat, mit so vieler Liebe erinnert, daß er immer von ihr spricht, und daß er den Ritter Benvolio zum Freund genommen, weil der seiner lieben Lady Carolina so ähnlich sieht."

Abermals netzte der Ritter Benvolio mit einer Hand voll Wasser sein Antlitz, dann richtete er sich auf und sprach mit einem völlig unheimlichen Lächeln

halblaut vor sich hin: „Er nennt es eine Narrheit und wahrlich, er hat Recht, es geht an die Narrheit, zuweilen weiß ich selbst nicht mehr, ob ich nur die Rolle des Ritters Benvolio aus Shakespeare's Romeo und Julie spiele, oder ob ich nicht wirklich jener edle Veroneser bin — unsinniges Zeug! ja, es ist schon so weit, daß ich mich zuweilen lange besinnen muß, wer ich eigentlich bin; nun, bevor ich ganz toll werde, wird mich hoffentlich eine türkische Kugel an seiner Seite getroffen haben!"

Mit einem raschen Sprunge war sie auf dem Felsblock neben dem Grafen.

„Was seht ihr, lieber Freund?" fragte sie hastig.

„Nichts," versetzte der unmuthig, „keine Spur von den Maltesern, und doch feuert das Castell einen Carthaunenschuß ab, als ob die Galeeren im Ansegeln wären. Ich begreife das nicht, Morosini hat meinem Oheim gestern die Ankunft der Malteser bestimmt gemeldet, und der Bailli Schilling von Canstatt, der sie führet, ist einer der zuverlässigsten Cavaliere, die ich kenne."

Abermals rollte der Donner eines Schusses vom Castell herüber.

„Ist der Venetianer verrückt geworden?" schrie der Graf, „was soll das Schießen bedeuten; glatt liegt der Spiegel der Bucht vor uns, wir würden in der Abendsonne selbst das kleinste Segel leuchten sehen, und man sieht von hier aus weiter, als er von seinem Nest sehen kann.

Ein dritter Schuß fiel vom Castell.

„Halt," sagte jetzt der Ritter Benvolio, „die Schüsse vom Castell signalisiren nicht die Schiffe des Malteser-Ordens, denn es sind keine da, könnten es nicht Alarmschüsse sein, die euch gelten, Graf?"

„Ihr habt Recht, Ritter," entgegnete der Graf nach kurzem Besinnen, „es wäre nicht unmöglich, daß Türken von Lepanto, auch von Sula herübergekommen und gelandet wären. Vorwärts!"

Er sprang vom Felsblock, Benvolio, wir müssen diesen Namen wohl beibehalten, folgte ihm und ebenso der Grieche, der dort auf Lauer-Posten gestanden. Durch die wiederholten Schüsse aufgeschreckt, hatten sich auch die anderen Begleiter des Grafen marschfertig gemacht, und nun liefen sie, nachdem sie den Thalkessel verlassen, nicht hinter einander, sondern neben einander eine ziemlich steile Berglehne hinunter, die

mit einer Schicht von losem Gestein und Geröll bedeckt war, das unter jedem Schritt nachgab und den Laufenden blitzschnell nachschoß. Diesen Weg langsam zurück zu legen, war unmöglich, er mußte in Sprüngen gemacht werden und war nicht ungefährlich, der Graf aber wählte ihn, weil ihn die einzelnen Schüsse, die noch immer in kurzen Pausen vom Castell abgefeuert wurden, zur Eile mahnten, denn offenbar drohte eine Gefahr, und der Fußpfad, der in's Thal führte, würde ihn viel zu lange aufgehalten haben.

Die Griechen kamen ohne sonderliche Anstrengung hinunter, ihre elastischen Sprünge verriethen die geübten Bergkletterer, auch Graf Königsmarck und neben ihm Ritter Benvolio waren unverletzt angelangt, die drei deutschen Reiter aber, Söhne der märkischen Ebene, an Sumpf und Sand gewöhnt, aber nicht an Berge, waren übel zugerichtet, von dem nachschießenden Geröll verletzt und den springenden Steinen verwundet, glücklicher Weise indessen nicht schwer, und als sie erst ihr tüchtiges Stück Pferdefleisch wieder zwischen den Beinen hatten, wie sie sich ausdrückten, d. h. als sie ihre Rosse bestiegen hatten, da war ihnen Allen Muth und Selbstvertrauen wiedergekehrt und guten Sinnes

folgten sie ihrem General, der erst die beiden Griechen nach zwei entfernten Posten schickte, um dort Nachrichten einzuziehen, dann aber mit verhängtem Zügel nach dem nächsten Dorfe sprengte, wo eine Compagnie leichter venetianischer Cavallerie stand, die zu dem Truppentheile gehörte, den er commandirte.

Wenn türkische Streitkräfte in bedeutender Anzahl gelandet waren, so befand sich Graf Hans Carl allerdings in keiner beneidenswerthen Lage. Modon, Argos und Nauplia waren gefallen, der venetianische Generalissimus, als solcher war er in die Dienste der Republik Venedig getreten, Graf Otto Wilhelm von Königsmarck hielt Corinth eingeschlossen, er hatte seinen Neffen Hans Carl gegen Patras detachirt, das noch in den Händen der Türken war, nicht sowohl um diesen starken Punkt anzugreifen, als um ihn zu beobachten, namentlich aber, um nach den maltesischen Galeeren zu sehen, welche der venetianische Admiral Morosini, der die Insel Santa Maura erobert hatte, in den Meerbusen von Corinth senden sollte. Bis auf Patras und Corinth hatte Graf Otto Wilhelm von Königsmarck für die Venetianer den ganzen Peloponnes in wenigen Monaten wieder erobert.

Graf Hans Carl war als kriegsgeübter General auf eine solche plötzliche Landung der Türken zwischen Patras und Corinth nicht unvorbereitet, sie kam ihm aber ungelegen, weil er die malteser Galeeren erwartete nnd mit denselben manchen alten Freund und Kameraden. Er liebte Malta und den Johanniterorden; seitdem er in den Krieg gegen die Türken gezogen, trug er auch das Johanniterkreuz, mit welchem ihn der Großmeister einst öffentlich geschmückt; es war namentlich der Bailli Schilling von Canstatt, einer der berühmtesten Ordensritter, den er wiederzusehen wünschte, darum machte ihn die Landung der Türken unmuthig, im Uebrigen war er wohl vorbereitet und hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß er innerhalb einer Stunde seine Truppen in bester Ordnung zusammengezogen hatte. Während dieser Zeit hatte er auch die genauesten Nachrichten über die Landung der Türken und ihre ersten Bewegungen erhalten. Er erkannte bald, daß es die Absicht des Paschas sei, Verstärkung nach Patras zu werfen, daß er nur aus Furcht vor der venetianischen Flotte nicht direct dahin gesegelt sei, sondern seine Truppen diesseits des Vorgebirges ausgeschifft hatte in der Voraussetzung, daß

die venetianischen Streitkräfte bei Patras nicht beträchtlich genug sein würden, seinen Marsch zu hindern. Graf Hans Carl aber war entschlossen, den Pascha nicht so ohne Weiteres nach Patras marschiren zu lassen, obwohl seine Truppen an Zahl bedeutend schwächer als die türkischen waren.

Die Nacht brach ein, Graf Königsmarck hatte sein Hauptquartier in einer elenden Hütte genommen, die dicht an der Straße von Corinth nach Patras lag, diese Straße aber mußten die Türken zu erreichen suchen, wenn sie ihren Marsch nach Patras beschleunigen wollten, auch deuteten ihre ersten Bewegungen gleich nach der Ausschiffung darauf hin.

Harzfackeln erleuchteten das Innere der Hütte, in welcher Graf Königsmarck die Officiere der verschiedenen Truppenabtheilungen empfing, die seinem Befehle gemäß von allen Seiten her hier zusammentrafen, ein Gemisch aller der Nationalitäten, welche der Krieg in dem klassischen Lande zusammengeführt hatte. Hier die unscheinbare aber tüchtige Ausrüstung der Officiere deutscher Truppen im Solde der durchlauchtigen Republik Venedig, die Fustanella der Peltasten der eingeborenen moreotischen Infanterie neben dem

grauen Aermelmantel der dalmatischen Truppen, venetianische Marinesoldaten neben Rittern des Ordens vom heiligen Stephan und die Feldzeichen verschiedener kleiner italiänischer Staaten, die den Venedigern Hülfe gesendet. Als Graf Hans Carl alle seine Streitkräfte zusammen hatte, gönnte er den Leuten eine Ruhe von zwei Stunden, damit sie frisch bei Kräften wären; denn nach allem was er erfahren, war er entschlossen einen großen Schlag auszuführen und die Türken trotz ihrer Uebermacht gegen Tagesanbruch anzugreifen, wenn sie durch den Nachtmarsch ermüdet und in Unordnung gerathen.

Nicht nur der Feldmarschall Graf Königsmarck, sondern auch seine Söhne Graf Conrad Christoph, des Grafen Hans Carl Vater, und Graf Otto Wilhelm, verdankten einen guten Theil ihrer Erfolge im Felde jener kühnen Entschlossenheit, mit welcher sie jeden sich darbietenden oft sehr zufälligen Umstand auszubeuten verstanden, und Graf Hans Carl besaß diese Feldherrneigenschaft ebenfalls im höchsten Maaße. Aber er hatte noch eine andere, die nicht minder schätzbar, er verstand es nämlich, alle Truppen, die unter ihm dienten, mit einer so hohen Begeisterung für

seine Person zu erfüllen, daß sie sich unter seinem Befehl für unbesieglich hielten. Dieses erlangte er aber nicht etwa dadurch daß er sich „populär" machte, wie man heut zu Tage sagen würde, im Gegentheil, er sprach fast nie mit seinen Kriegern, selbst die Officiere hielt er stets in einer respectvollen Entfernung von sich, was bei den seltsam gemischten Elementen des venetianischen Soldheeres eine Nothwendigkeit sein mochte; aber wenn er einerseits mit einer eisernen Strenge auf Disciplin hielt, so sorgte er auf der andern dafür, daß den Soldaten niemals fehlte, niemals vorenthalten wurde, was ihnen zukam. Bei den Truppen, die er commandirte, kamen nie Soldrückstände vor, sein Reichthum setzte ihn in den Stand dies zu verhindern, für die Verpflegung sorgte er wie kein anderer General jener Zeit, und wie er sich den Soldaten im Kampfe überall da zeigte, wo die größeste Gefahr drohte, so ging er bei mühseligen Märschen zu Fuß voran und ließ sein Pferd nachführen. Selten richtete er an Soldaten das Wort, das Wort aber, das er gesprochen, das ging die Reihe durch von Mund zu Mund und schlug zündend wie ein Blitz in die Herzen. Alle verehrten ihn wie den

leibhaften Kriegsgott selber, und jede Nation hatte einen andern Namen für ihn. Die Deutschen nannten ihn den „Brandenburger", das aber bezog sich nicht allein auf seine Abstammung aus der Mark Brandenburg, sondern die erste Blüthe, in welcher der Kriegsruhm der brandenburgischen Waffen damals stand, machte den Beinamen zu einem großen Ehrennamen. Die Venetianer von der Terra firma grüßten ihn mit dem jubelnden Zuruf „magnanimo". Bei den Dalmatiern und dem ganzen romanisch-slavischen Völkergemisch war er als der weiße Iscander Beg gefeiert. Der Name Hans Carl mochte zu dem Iscander (Alexander) geführt haben, mit dem großen Nationalhelden gegen die Türken Scander-Beg, dessen Andenken noch immer mächtig im Nationalliede, verglichen sie ihren jungen Führer. Weiß aber nannten sie ihn, weil sie Alles was groß, schön, herrlich oder mächtig ist, weiß nennen, vom weißen Gotte und dem weißen Schloß bis zu dem weißen Mädchen und dem weißen Czaaren. Von den moreotischen Peltasten aber, die er bei Modon zum Siege geführt, wurde er der „Lorbeerbaum" genannt, eine poetische Anspielung auf die Großmuth, mit der Graf Hans Carl Jedem

seinen Lorbeerkranz, die ihm gebührende Anerkennung zu gönnen pflegte, „je mehr er Anderen giebt, desto mehr bleibt ihm übrig", sagten sie begeistert von ihm.

Ein Feldherr, von dem die Soldaten so sprechen, der kann viel verlangen von jedem Einzelnen, wie von Allen zusammen.

Graf Hans Carl hatte die Officiere wieder zu ihren Truppen geschickt, jetzt trat er, wie immer von seinem treuen Ritter Benvolio begleitet, hinaus in die Nacht, ein Fackelträger und ein Führer gingen ihm voraus. Die Nacht war dunkel, nur wenige Sterne standen am Himmel, der Graf wollte wenigstens die Abtheilungen der Truppen sehen, die dem Platz zunächst à cheval der Straße nach Patras standen.

Hier und da waren einige kleine Feuer angezündet, die Mehrzahl hatte sich die Mühe nicht genommen, da der Aufbruch nahe bevorstand, aber das laute Sprechen, Rufen und Singen deutete die verschiedenen Lagerplätze an.

„Es ist eine entsetzliche Luft hier!" bemerkte der Ritter Benvolio gepreßt.

„Das machen die scheußlichen Sümpfe," ent-

gegnete der Graf gleichgültig und fuhr fort: „dort liegen Giambattista's italische Compagnien!"

Er schritt einem kleinen Feuer zu, um das verschiedene Gruppen standen und lagen, die Italiäner scherzten und sangen lustig:

Quel viso signorile,
Quel suo parlar gentile,
Ihr Angesicht so zierlich,
Ihr Reden so manierlich,
Ihr Gang so anmuthsvoll
Macht mich vor Liebe toll!

Graf Hans Carl winkte den Soldaten, daß sie ihren Gesang nicht unterbrechen sollten, die Italiäner ließen ihn ehrfurchtsvoll gewähren, und er schritt an ihnen vorüber und dem nächsten Haufen zu, der lag am Boden ohne Feuer; da kreiste die Flasche mit dem scharfen Branntwein aus Pfirsich und Pflaumenkernen, und eine einzelne Stimme sang eintönig:

Schön zu schauen sind die rothen Rosen
In dem weißen Pallast des Lazaro:
Welche sei die schönste und die liebste
Und die holdeste, kann Niemand sagen.
Rosen sind's nicht, 's sind nicht rothe Rosen,
Sind die schönen Töchter des Lazaro,
Des Gebieters über Berg und Eb'ne,
Von den alten Laren ihm vererbet.

Hier kam der junge Feldherr nicht so schnell vorüber, denn sobald man ihn erkannt, sprang die ganze

Mannschaft auf und umringte ihn mit tobendem Jubel, er mußte sein Ansehen brauchen, um sich ihrer Verehrung zu erwehren, danach schritt unser Held quer über die Straße, er blieb plötzlich stehen, denn ein Wechselgesang klang ihm entgegen, er lauschte:

Erste Stimme.

O Tugend, schwer zu erringen
Dem sterblichen Geschlecht,
Des Lebens schönste Belohnung,
Jungfrau du!

Zweite Stimme.

Um deine Schöne gingen
Die Griechen freudig in den Tod,
Bestanden harte Gefahren
Mit Felsenmuth.
Du giebst dem Herzen
Unsterbliche Frucht,
Die süßer als Gold und Aeltern ist
Und als der zarte Schlaf.

Erste Stimme.

Um deinetwillen hat Heracles
Und Leda's Söhne so viel ertragen,
Zeigten in Thaten deine Macht.

Zweite Stimme.

Aus Lieb' um dich gingen Achill
Und Ajax in's Todtenreich.
Um deine süße Gestalt hat sich Atarnes Gastfreund
Dem Glanz der Sonne entzogen.

Beide Stimmen.

Unsterblich singet ihn, ihn den Thatenreichen,
O Musen, Töchter des Ruhm's,
So oft ihr preiset den Gott verbündeter Treu'
Und fester Freundschaft Lohn!

Der Graf hörte den eigenthümlichen Gesang bis zu Ende, dann sprach er: „Erinnert mich daran, mein Benvolio, das ist etwas für unsern Magister von Leipzig, die klassische Gelehrsamkeit ist doch nicht ganz ausgestorben unter diesen Griechen; was die Leute da singen, ist nämlich jene berühmte Skolie des Aristoteles, die uns der Magister neulich aus dem Athenäus mittheilte, ihr erinnert euch wohl nicht mehr?"

„Nein," entgegnete der Ritter, und rascher auf der Straße den Rückweg einschlagend fügte er mit gepreßter Stimme hinzu: „es ist eine furchtbare Luft hier."

„Das kommt von den Sümpfen," versetzte der Graf leichthin wie zuvor, und mit den in ihm angeregten Gedanken beschäftigt fuhr er fort: „ich habe die Venediger Gondoliere Stanzen aus Ariost singen hören, aber ich hätte nicht geglaubt, daß die Griechen wirklich noch Skolien von Aristoteles sängen, das wird eine Freude für den Magister werden, der Text kann nur wenig verändert sein, ich erkannte das Stück auf der Stelle wieder!"

„Horcht, das gefällt mir viel besser!" unterbrach Benvolio die Erklärungen des Grafen.

Sie waren wieder der Hütte näher gekommen und die deutschen Reiter, die Königsmarck bei sich hatte, saßen an ihrem Feuer und sangen:

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vor'm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß' Wehklagen,
Im engen Bett, da Einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.
Ich sag' ohn' Spott:
Kein seliger Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Haid',
Ohn' Klag' und Leid!
Mit Trommelklang
Und Pfeifengesang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unsterblichen Ruhm
Mancher Held frum
Hat zugesetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu Gute.

Bis zum Schluß lauschte das seltsame Paar dem feierlichen Gesange.

„So singen Männer!“ rief Benvolio tief erschüttert.

„Das ist auch deutscher Gesang!“ entgegnete Graf Königsmarck stolz, dann setzte er tief ernst

hinzu: „Gott schenke mir einen so seligen Tod auf grüner Haide!"

Eine schaurige Ahnung schnitt durch die Seele Benvolio's, und ohne es zu wollen, ja, ohne es recht zu wissen, sagte er zum dritten Male: „Es ist eine furchtbare Luft hier!"

Im Tone der Stimme mußte etwas Auffallendes sein, denn der Graf, der einen Schritt voraus war, drehte sich hastig um, in demselben Augenblicke aber krachte ein Schuß rückwärts, dem rasch hinter einander mehrere Anrufe folgten. Der Graf trat einen Schritt auf die Seite, um zu lauschen, von rechts und von links her wurde es laut zugleich, Hufschlag kam auf der Straße heran.

„Ein einzelner Reiter!" sagte der Graf mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Wo ist der General?" rief der Reiter heransprengend.

„Hier!" antwortete Königsmarck, „was bringst du, Mann?"

„Botschaft vom Ritter Dandolo!" antwortete der Reiter, sein Roß parirend und sich hastig aus dem Sattel werfend.

„Sprich, was giebt's? sprich!" befahl der Graf.

„Eine türkische Schebecke hat bei Sonnenuntergang das Castell umsegelt!"

„Ich habe sie gesehen, mühsam kreuzte sie auf gegen den Wind!" bemerkte der Graf und sah den Boten mit gespannter Aufmerksamkeit an; ringsum wurde es laut.

„Die Schebecke", fuhr der Bote fort, „kam von Prevesa, sie hat die türkische Flotte gesucht und gefunden, diese ist sogleich unter Segel gegangen, trotz der Finsterniß, aus Furcht vor den maltesischen Galeeren, die waren im Ansegeln. Die Capitana liegt unter den Kanonen des Castells und der Bailli läßt euch sagen, ihr möchtet die Heidenhunde angreifen und auf den Strand werfen, er wolle euch, sobald der Tag graue, von der See her secundiren. Zugleich melde ich euch noch, daß der türkische Aga der Landtruppen auf die Kunde von der Flucht seiner Schiffe nicht gewagt hat weiter zu marschiren, sondern sich seitwärts wieder der Küste zugewendet hat, wahrscheinlich, so meint der Ritter Dandolo, wird er die Bucht von Arton zu erreichen suchen, um sich dort wieder einzuschiffen."

Ein dichter Kreis von Officieren hatte sich rückwärts um den General gebildet, die röthlichen Lichter der Harzfackeln beleuchteten gespannte und kampflustige Gesichter, die Hand am Schwertknauf oder Säbelgriff harrten die Führer der Schaaren des Winks vom Feldherrn.

Graf Königsmarck that noch einige Fragen an den Boten, den ihm der Commandant des Venediger Castells auf dem äußersten Vorgebirge, ein Nobile aus dem berühmten Geschlecht der Dandolo, gesendet; er mußte sich endlich überzeugen, daß die Türken, überrascht von dem Ansegeln der Malteser Galeeren und in der Furcht, zwischen zwei Feuer zu kommen, wirklich seitwärts ausgewichen waren, um eine Bucht zu erreichen, in welcher sie sich wieder einschiffen zu können hofften.

Der junge General überlegte sinnend eine geraume Zeit, das Kinn in die Hand gestützt, das Haupt gesenkt, stand er einige Minuten, Aller Augen waren auf ihn allein gerichtet —

„Wie ein Götterbild von Marmor!“ sagte der Ritter Benvolio zu sich selbst, den Freund bewundernd.

Langsam richtete sich der Graf auf aus seiner sinnenden Stellung, langsam ließ er seine blitzenden Augen über die Gesichter im Kreise hinschweifen, mit einem leichten Ruck warf er das stolze Haupt in den Nacken, helle Kampfesfreude strahlte aus seinen Augen, hohe Siegesgewißheit strahlte von seiner Stirn — der Ritter Benvolio glaubte den geliebten Freund nie schöner gesehen zu haben.

Jetzt gab der General seine Befehle mit einer solchen Kürze und Klarheit, mit einer solchen Sicherheit und Bestimmtheit, daß Jeder ganz genau wußte, was er zu thun hatte, dann brachte er mit der Linken das Gefäß seines Schwertes etwas weiter nach vorn, legte die Rechte an den Griff und rief mit schallender Stimme, indem er blank zog: „Für Gott, den Herrn, zu Pferd!“

Ein lauter, weithin hallender Ruf antwortete ihm, und sofort begannen auch die Trompeten zu schmettern, darein mischte sich der dumpfe Hall der Trommeln, die Rosse stampften und wieherten, die Waffen klirrten, das wirre Getöse eines kriegerischen Aufbruchs umbrauste den jungen Helden, der sich

leicht in den Sattel des schönen Rapphengstes warf, den man ihm vorführte.

Eine Minute später trabte der Graf an der Spitze seiner deutschen Reiter auf der Straße von Patras nach Korinth dahin, der Ritter Benvolio war an seiner Seite. Sie schauten sich nicht um, aber auch wenn sie es gethan, sie würden den gespenstischen Reiter nicht gesehen haben, der hinter ihnen herzog, auf einem Pferdsgerippe reitend, einen Reiter, dem weißes Knochengebein blank schimmerte durch die rostigen Panzerstücke; der Reiter, der unsichtbar eine mächtige Sense über ihren Häuptern schwang, der zog hinter ihnen her.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Verstorbene und Verschwundene.

„Verstorben
Und nicht verdorben;
Verschwunden
Und nicht wiedergefunden."
(Logau.)

Nicht fern von der Stätte, wo einst zu Argos die Königsburg der alten Atriden gestanden, da hatte der junge Held Graf Hans Carl Königsmark sein Zelt aufgeschlagen, eine kühle Quelle sprudelte da und eine Gruppe alter, hochragender Bäume gab des erquicklichen Schattens die Fülle, denn heiß brannte die Augustsonne nieder. Der junge General hatte die Türken verfolgt in jener Nacht, er hatte sie ereilt auf ihrer Flucht zum Meer, er hatte sie fest und nachdrücklich angegriffen, sie zersprengt und vernichtet, ehe ihnen Hülfe kommen konnte zur See; die eroberten

Feldzeichen und die Gefangenen, die erbeuteten Waffen und Munitionen sendete der Sieger dem Oheim, der vor Corinth lag. Am Siegestage selbst aber ergriff den Helden ein Fieber, dessen er zu Anfang wenig achten wollte, das aber gegen Abend so heftig wurde, daß selbst diese energische Natur sich beugen mußte. Der Ritter Benvolio, der den theuren, geliebten Freund keinen Augenblick verließ, bewog ihn endlich auch, sich am andern Tage nach der Agamemnonshöhe vor Argos tragen zu lassen, dort wehete reine, kühle Luft, dort fand sich der Graf auch sofort merklich erleichtert, und die treuen deutschen Reiter, die vor seinem Zelt schilderten, hörten mit Entzücken wieder kräftiger den Ton seiner Stimme durch die leinene Wand schallen.

Gegen Abend kam der Malteser-Bailli Freiherr Schilling von Canstatt und einige Ordensritter, die den Grafen von Malta her kannten, er ließ sie sofort eintreten, denn er hatte stets eine besondere Vorliebe für den Johanniter-Orden und Alles was dazu gehörte. Schilling von Canstatt saß eine ziemliche Weile am Lager des Grafen und erzählte ihm von Malta, auch brachte er ihm Grüße von der Signora Man-

fredi und der schönen blinden Fernanda. Graf Hans Carl war lebhaft wie immer, das Gespräch würde noch länger fortgesetzt worden sein, wenn nicht der Ritter Benvolio die Malteser durch seine fortgesetzten Winke zum raschern Aufbruch genöthigt hätte. Es war eine furchtbare Angst über die feste, treue Seele gekommen, denn es war gemeldet worden, daß unter den Italiänern einige bedenkliche Krankheitsfälle sich gezeigt, die rasch mit dem Tode geendet; der Ritter fürchtete einen Ausbruch der Pest. Die Nacht verbrachte Graf Hans Carl ziemlich ruhig, doch fühlte er sich am Morgen beim Erwachen sehr ermattet; er ließ sich die Sammlung evangelischer Hauslieder und Andachten reichen, die sein Oheim Otto Wilhelm herausgegeben und las über eine Stundestill für sich; als er das Buch schloß, bemerkte er, daß die treuen Augen des Ritters Benvolio angstvoll auf ihn gerichtet waren.

„Was sorgt ihr euch um mich, meine theure Lady,“ sprach er ernst, „der Herr, mein Gott, ist ein barmherziger Gott! In Christi Gerechtigkeit bin auch ich gerecht vor ihm!“

Mit Mühe unterdrückte die Lady vom grünen Schloß ihre Thränen, der Graf bemerkte es wohl und

sprach mit halbem Lächeln: „Ihr scheint zu fürchten, daß meine Krankheit gefährlich, ich glaube es nicht, denn obwohl ich matt bin, fühle ich mich doch wohl. Tröstet euch, liebe Lady, eine kleine Weile bleibe ich noch bei euch, denn wenn ich auch jung sterben muß, so habe ich doch noch viel zu thun. Laßt mich schlafen!"

Er entschlief wirklich, zwei Augen bewachten ängstlich diesen Schlummer, der anfänglich sehr sanft schien, bald aber durch Traumbilder gestört wurde; der Graf begann im Schlaf zu reden, er fuhr auf, wirre Phantasien kamen über ihn; der Ritter mußte Leute zu Hülfe rufen, um ihn auf dem Lager fest zu halten, der Kranke tobte im wildesten Delirium und kämpfte mit der durch die fieberhafte Aufregung verdoppelten Riesenkraft gegen den Zwang. Die Ausrufe, die Reden, die er führte, verriethen, daß sich der Kranke in einen Kampf mit den Türken verwickelt glaubte und Stunden lang dauerte dieser Kampf; es war ein furchtbares Ringen, den treuen deutschen Reitern standen die Thränen in den Augen, aber oft mußten sie um ihr Leben kämpfen mit dem geliebten General, dessen gewaltige Muskelkraft lange aller ihrer Anstrengungen spottete. Plötzlich stieß der Graf einen

urchtbaren, schrillen Schrei aus und brach jäh zusammen, einige Zuckungen noch, entsetzt starrten die Leute auf den jugendlichen Leichnam, denn Graf Hans Carl von Königsmarck war todt.

Es war in der Mittagsstunde des 27. Augusts 1686.

Verzweifelt umstanden die treuen deutschen Reiter ihres geliebten heldenmüthigen Führers Leichnam, die Trauerkunde erreichte bald die nächsten Truppentheile, von allen Seiten eilten die Soldaten herbei; die meisten glaubten nicht eher an den Tod, bis sie den Leichnam selbst gesehen, das ganze Zelt füllte sich mit klagenden und weinenden Kriegern. Plötzlich wurde das Zelt wieder leer, leise flüsternd hatte Einer von der Pest gesprochen, das Wort reichte hin, um auch die Muthigsten zu schrecken und in die Flucht zu schlagen.

Höhere Officiere kamen endlich, sie sendeten einen Reitenden an den Feldmarschall Grafen Otto Wilhelm von Königsmarck, um ihm die Trauerkunde von dem plötzlichen Tode seines herrlichen jungen Verwandten zu bringen und um seine weiteren Befehle zu bitten; Alle fragten nach dem Ritter Benvolio, Keiner wußte

Antwort zu geben, Alle hatten ihn stehen sehen zu Häupten des Lagers, so lange das Ringen mit dem Fiebernden dauerte, Einer wollte sich auch erinnern, daß es der Ritter gewesen, der dem Grafen die Augen zugedrückt, nachher aber hatte ihn Keiner mehr gesehen. Man suchte vergebens, dunkle Gerüchte liefen um, der Ritter blieb verschwunden. Am andern Tage kam der Feldmarschall aus dem Lager von Corinth und stand lange tief erschüttert vor dem Leichnam seines jungen Verwandten, auch er ließ vergebens forschen nach dem getreuen Freunde und Waffenbruder des Heimgegangenen, von der Equipage des Ritters fehlte kein Stück, auch seine Pferde waren alle da, nur der Ritter selbst fehlte. — Kein Mensch hat den Ritter Benvolio wiedergesehen, er war verschwunden wie zwei Jahre zuvor Lady Carolina Attran aus England spurlos verschwunden war.

Der Generalissimus Otto Wilhelm ließ die Leiche seines Bruderschnes von der Agamemnonshöhe bei Argos zu Schiffe bringen und nach Venedig überführen, von dort wurde sie in kurzen Tagereisen nach Stade gefahren und in der Königsmarck'schen Familiengruft daselbst beigesetzt. Ernst und fest ordnete

die Mutter, die Gräfin Marie Christine, die Bestattung des geliebten Sohnes.

Wir sind zu Ende mit unserer Erzählung von dem Einen Grafen von Königsmarck; das kurze, schöne Heldenleben ist aus, noch wenige Jahre, und der ganze Stamm des großen Feldmarschalls Hans Christoph, der so herrlich blühete, ist ausgegangen im Lande. Nach dem Tode des Grafen Hans Carl gab es nur noch zwei vom Mannesstamme des Feldmarschalls, den Generalissimus der Venediger, Grafen Otto Wilhelm, und den jüngeren Bruder Hans Carls, den Grafen Philipp Christoph.

Graf Otto Wilhelm setzte seinen Feldzug in Morea und Griechenland fort; Patras, dem die letzte Waffenthat seines geliebten Brudersſohnes gegolten, Lepanto, Corinth und endlich auch Athen fielen vor seinem Schwert. Mit tiefem Schmerz sah er, der feingebildete Kenner altgriechischer Kunst, das Mitglied der schwedischen Akademie und der deutschen fruchtbringenden Gesellschaft, die Bomben niederschmettern in das berühmte Parthenon und so unschätzbare Reste der Werke eines Phidias untergehen. Den nächsten Winter von 1687 zu 1688 verbrachte der Generalis-

simus zu Athen unter den Trümmern griechischer Kunst. Hier verabredete er mit seinem großen Freunde Morosini den Angriff auf Negroponte, und ein venetianisches Volkslied sang zu jener Zeit von Königsmarck und Morosini, den starken Essern, welche des Großtürken Reich verspeisten wie eine Artischocke, Blatt für Blatt. Ganz unvermuthet, wie immer die Art und Weise Königsmarck'scher Kriegsführung, erschien der Generalissimus vor Negroponte und begann die Belagerung, da stellte sich ihm der alte finstere Bundesgenosse gegenüber, der des Großtürken sinkenden Halbmond so oft wieder aufgerichtet, — die Pest brach im Venetianer-Heere aus. Der Generalissimus Graf Otto Wilhelm von Königsmarck starb vor Negroponte am 15. September 1688 an der Pest.

In ganz Europa beklagte man den Heimgang dieses gewaltigen Christenhelden, die Republik Venedig aber ließ am Eingang des Arsenals seine Statue in Marmor aufrichten mit der Inschrift: Semper victori! dem immer siegreichen Türkenzwinger Otto Wilhelm Grafen von Königsmarck. Auf einer Gedächtnißsäule aber sah man ihm zu Ehren noch folgende Sinnbilder: Eine Brücke mit der Umschrift: aliis inser-

viendo consumor, welchen Spruch eine gleichzeitige deutsche Druckschrift (Teutophili nordischer Wahrsager) übersetzt: „Ich diene andern und bringe ihnen Gewinn, Mir aber selbsten schaff ich nichts als den Ruin." Das andere Sinnbild zeigte einen dürren Baum, an diesem hing ein Bogen mit zerrissener Sehne, die Inschrift lautete: „fracta magis feriunt" und die deutsche Uebersetzung: „Nachdem der Held nun todt, den Schweden uns geboren, da spüren wir es erst, was wir an ihm verloren." Auch ein Klagegedicht auf den Tod des Grafen Otto Wilhelm, wie sie in jener Zeit gebräuchlich, hat uns die oben genannte Druckschrift aufbewahrt, es lautet:

Die gantze weite Welt
Beklagt mit über grossen Schmertzen
Den Hochgebohrnen Held,
Venedig, Schweden und mein Teutsches Vaterland
Betrauert von gantzen Hertzen
Den tapffern Königs-Marck,
Daß er sobald gefallen sey.
Bloß die Türkey
Freut sich ob seinen Todt:
Weil er durch seine tapffere Hand
Ihr manche schöne Stadt entrissen hat.
Der Leib ruht hier in einem Sarck
Die Seele aber ist bey ihrem Gott.

Als Graf Otto Wilhelm im Erbbegräbniß zu

Stade beigesetzt war, gabs nur noch einen männlichen Sprossen vom Stamme des Feldmarschalls, den Grafen Philipp Christoph von Königsmarck, unsere Leser haben ihn an der Seite seines Bruders in England gesehen. Dieser glänzende Cavalier, damals chursächsischer General, verließ an einem Sonntag Abend am 1. Juli 1694 sein Quartier im Hotel de Strelitz zu Hannover und begab sich in das churfürstliche Schloß daselbst, um der Churprinzessin seine Aufwartung zu machen. Er ging hinein und kam nicht wieder heraus, kein Auge hat ihn je wieder gesehen, weder lebendig noch todt, er ward in jener Nacht von Rache und Eifersucht ermordet und begraben, wie? und wo? vermag Niemand mit völliger Gewißheit zu sagen. Was man aber im Volk sagte, das liest man in einem Gedichte, das den Schwestern des Grafen Philipp Christoph vier Jahr nach dessen Verschwinden 1698 überreicht wurde. Wir theilen es ohne Abänderung mit, es lautet:

Philipp Christoph von Königsmarck,
der gute Graf.
Eine wahrhaftige Geschichte.

Es heult der Hund schon wieder
Und weckt mich aus dem Schlaf;
Es heult das Thier allnächtlich,
Es sucht den guten Graf.

Am Schlosse steht's und wittert
Zum Fenster dort empor;
Mich däucht, als quöll' da grausig
Manch' Tropfen Bluts hervor.

Mich dünkt ich hörte Waffen
Und einen dumpfen Fall
Und banges Sterberöcheln
Dort in der Ritterhall. —

Im Schlosse zu Hannover
Erschien ein junger Graf,
An Reichthum, Rittersitte
Ihn Keiner übertraf;

Im Volk genannt der Gute,
Im Feld der Donnerstark,
Im Frauenmund der Schöne:
Herr Philipp Königsmarck.

„Herr Fürst, will meinen Degen
Im treuen Dienst Euch weih'n!“
„„Willkommen, Graf, Ihr sollet
Mein Gardenoberst sein!““

Bei Hofe glänzt die P.......n
Die üppigfeine Frau;
Der Kurfürst schlürfte lüstern
Von ihrer Reize Thau.

Sie hält im Spiel der Minne
Den Herrn so fest umstrickt,
Es ward das Weib so mächtig,
Manch' Fürst sich vor ihr bückt.

Es hatt' ihr Blick der Sünde
Den Obersten erschaut,
Da pocht in ihrem Blute
Die Leidenschaft so laut.

Sie konnt's nicht mehr bewält'gen
Das minnerflammte Weib;
„Nimm', Graf, mein Herz der Gluten,
Genieße meinen Leib!"

Der Jüngling wandt' sich abseits
Und sprach gar ernst und kühl:
„Entwürd'ge Dich nicht fürder,
Ich spott' um Dein Gefühl."

„Wie's Jahr ist unser Leben;
Die Blüth', vom Lenz bescheert,
Ist nie demselben Jahre
Noch einmal rückgekehrt."

„Mein Frühling flog vorüber
Im heißbeweinten Traum;
Mir ging schon lang zur Welke
Der Liebe Blüthenbaum."

„Es war die Kurprinzessin,
Die ich im Herzen trug,
Für die so rein, so heilig
Als Knabe schon es schlug."

„Der Thron sie mir entrissen,
Und — Gott vergeb es Euch! —
Sie härmt, von Euch gemartert,
Sich Glück und Wangen bleich."

„Mein Herz hab' ich bezwungen
In Kämpfen lang und schwer,
Die Lieb' hinausgeworfen,
Hab' nur noch Pflicht und Ehr'."

„Die Pflicht befiehlt, zu stützen
Die arme Dulderin.
Die Ehre heischt Verachtung
Dir feilen Buhlerin!" —

Es hat der Graf gesprochen,
Das Weib wird leichenblaß,
Das Flammen brünst'ger Liebe
Umglüht in Wuth und Haß.

Sie muß den Graf ersticken
Mit ihrer Rache Wucht;
Der Kurprinzeß Verderben
Gebeut die Eifersucht.

Verläst'rung heißt die Geißel,
Die wild die Furie schwingt;
Den Zweifelmuth des Fürsten
Durch feine Kunst sie zwingt.

Der Eifersucht Gefolter
Wühlt sie dem Prinzen wach;
Den Fürsten girrt und schmeichelt
Und küßt sie balde schwach;

„O, Prinz, Du hüllst mit Absicht
Dein Aug' in feigen Schlaf;
Dein Ehebette schändet
Juchhei! der schöne Graf.“

„O, Fürst, ich lieb' Dich brünstig,
D'rum lieb ich Deine Ehr'. —
Du, Zeus an Macht und Schöne,
Straft denn Dein Blitz nicht mehr?—“

Es folgen Argus-Augen
Der Kurprinzessin Pfad,
Und was sie thut und redet,
Falschmünzt man zu Verrath.

Der Unschuld Thrän' und Seufzen
In's Herz der Freundschaft schreit,
Die kam, in Leid zu trösten
Und ach! nur mehrt das Leid.

Es spricht der Graf in Kummer:
„Mich treibt hinweg Dein Weh;
Ich laß' mein Roß mir satteln,
Sag' heute Nacht Ade!“ —

Bang kam die Nacht, ein Bahrtuch
Und wie von Thränen feucht,
Es stöhnt der Wind durch's Schloßthor,
Der Mond ist längst verbleicht.

Und drinnen in der Kammer
Da rufen sich Ade
Graf Königsmarck, der Gute,
Prinzessin Dorothee.

Da drinnen stärkt sich Freundschaft
Zur hohen Edelthat,
Und draußen lauert tückisch
Verbiss'ner Rach' Verrath.

Der Graf tritt aus der Thüre,
Tappt trauernd durch den Gang,
Ein meuchelnd' Mördereisen
Sich ihm entgegenschwang.

Der junge Recke zucket
Sein Schwerdt mit hellem Muth;
Hier schwirrt es gegen Viere,
Es haut wie acht so gut.

„Erbarmen!“ schreit ein Mörder,
Der Edle giebt Pardon,
Dem Mörder fällt die Maske:
Er ist ein Fürstensohn.

Und wie der Graf in Treuen
Den Kampf zu lassen dünkt,
Durchbohrt man ihn von hinten,
Daß er zu Boden sinkt.

Und als er liegt und röchelt,
Die P.......n stürmt herein,
Die Fackel hoch in Händen:
„Will mich des Todten freun!“

Es stöhnt der Graf: „Ich stehe
Vor Gott und Ewigkeit —
Die Kurprinzeß ist schuldlos, —
Mein Tod, das ist mein Eid.“ —

„Doch Du verruchte Metze,
Abschaum von Lust und Trug,
Du hast es angerichtet,
Es treffe Dich mein Fluch!“

„Dein blühend' Aug' erblinde
Es faul' Dein lüstern Fleisch
Dir am lebend'gen Leibe!
Es ruf' Dein Nothgekreisch“

„Dir keinen Freund an's Siechbett,
Mitleid verlier' sein Recht!
Das Gift von Deinem Odem
Scheuch' von Dir Magd und Knecht.“

„Und, Fürst, Weh' Deinem Hause!
Es sä' Dein' Meuchelmord
Die Zwietracht Euren Busen
Und durch Geschlechter fort.“

„Ihr war't zu blind, zu sehen,
Was Unschuld rein gethan:
Seid blind mit Leibesaugen,
Seid blind durch Geisteswahn.“

„Wenn ächzt der Leiblichblinde,
Von allem Glück verbannt,
Wenn heult der Sinneswirre:
Verdammt dies Weib der Schand'!“

Den Fürst ergreift Entsetzen
Ihn reut die blut'ge Stund';
Die P.......n stampft mit Füßen
Dem Sterbenden den Mund.

„„„In Deinem gift'gen Fluche
Da lösch' Dein' Odem aus!"" —
Bald hat der Graf verröchelt,
Die Nacht bedeckt das Graus. —

Es heult der Hund noch immer
Ich schau' zum Schloß empor;
Dort ist das blut'ge Fenster
Gehüllt in Blut und Flor.

Heut' tappt an diesem Fenster
Der blinde Fürst vorbei,
Gefoltert vom Gewissen,
Geknickt in tiefer Reu'!

Einst war der Fürst so herrlich,
So reich wie Sonnenlicht, —
Nun blind und gramgebrochen: —
Das ist ein Strafgericht. —

Du suchst umsonst im Schlosse
Das minnenüpp'ge Weib;
Ihr Aug' ward nachtbedecket
Es fault der schöne Leib.

Liegt zwischen Tod und Leben,
Und keines tröst' sie nicht:
Verlassen ringt die P.......n: —
Das ist ein Strafgericht. —

Der Zukunft Auge lüget
Was ich noch weiter seh' —
O, lass't, o lass't mich schweigen!
Es packt mich an mit Weh'! —

Ich sehe Königspurpur
Und Glanz und hohe Macht —
Die Zwietracht spinnt die Tage,
Der Irrsinn webt die Nacht. —

Doch Sühne tröstet göttlich,
Wo Herz und Leben schlug —
Sie reicht wohl in die Gräber,
Sie bricht der Todten Fluch.

Dresden, Anno 1698. H. J.

Mit dem Grafen Philipp Christoph, dessen Grab Niemand kennt, erlosch des Feldmarschalls Haus im Mannesstamme; es ward wirklich, was dem Grafen Hans Carl ein Gesicht gezeigt, da er einst gen Berlin ritt; an seines Vetters Siegfried von Königsmarck Nachkommenschaft sind die Wappen, die Ehren und die Titel der Nachkommen des Feldmarschalls gekommen. Das reiche Erbe aber jenes grauenhaft verschwundenen Grafen Philipp Christoph ist in den Händen Hannovers geblieben, die brandenburgischen Vettern vermochten den Tod ihres Verwandten nie darzuthun; das brachte sie um reiches Gut, es hat dem edeln Hause aber sonst nicht an Segen gefehlt bis auf den heutigen Tag.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Hesekiel, George,

Ein Graf von Königsmarck

Bd.: 3

Berlin 1860